

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

NR. 1 • 2020

MünchnerUni Magazin

ZEITSCHRIFT DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN



SAMMLUNGEN DER LMU
**VERGANGENHEIT MIT
ZUKUNFT!?**

Digitisation in Aeronautics and Space

An Online Course
by Munich Aerospace



global-aerospace-campus.org
Registration at e-learning@munich-aerospace.de





SEITE 6

SAMMLUNGEN DER LMU

VERGANGENHEIT MIT ZUKUNFT!?

An der LMU gibt es zahlreiche Sammlungen. Einige stehen der Lehre und Forschung zur Verfügung, andere werden nicht mehr genutzt. Darunter sind viele Schätze, die noch oder wieder gehoben werden müssen.

SEITE 12

DAAD-PREISTRÄGER SAMH YOUSEF

„WENN MAN ETWAS WILL, SCHAFFT MAN ES“

Samh Yousef hat den DAAD-Preis erhalten. Bei DSDS war er auch schon. Die bewegende Geschichte eines Syrers, der in Deutschland Fuß gefasst hat und mittlerweile erfolgreich an der LMU studiert.



SEITE 14

AUSTAUSCH ZWISCHEN JUNG UND ALT

NACHKRIEGSGENERATION TRIFFT GENERATION Z

Der Austausch und das gegenseitige Verstehen der Generationen steht im Fokus eines Dinners, an dem Studierende der LMU und Seniorinnen und Senioren teilnehmen.



SEITE 16

INTERAKTIVES ZEITZEUGENPROJEKT

ZEUGNIS UND MAHNUNG FÜR JUNGE MENSCHEN

Es gibt bald keine Zeitzeugen des Holocaust mehr. LMU-Forschende haben deswegen ein Projekt realisiert, dank dessen zwei Überlebende auch künftigen Generationen von ihren Erlebnissen erzählen und Fragen beantworten.





SEITE 22

30 JAHRE POESIE IM LYRIK KABINETT

LYRISCHE GRUNDVERSORGUNG FÜR MÜNCHEN UND DIE WELT

Das Lyrik Kabinett prägt seit nunmehr 30 Jahren die Literatur- und Kulturszene Münchens und unterhält mit der LMU eine enge Partnerschaft.

SEITE 24

MAGIE IN DER THEATERWISSENSCHAFT EIN ZAUBERHAFTES SEMINAR

Max Schneider lässt Tische schweben, liest Gedanken und weiß sogar, wie man einen Elefanten verschwinden lässt. Jetzt hält er auch ein Seminar für Studierende der Theaterwissenschaft.



SEITE 28

CARBON REDUCED CONFERENCE

FÜR DIE UMWELT UND GEGEN DEN JETLAG

Wissenschaftliche Konferenzen sind organisatorische Herausforderungen. Für viele Teilnehmer ist ein Langstreckenflug da die einzige Option. „Ein unfassbarer Zeitaufwand und eine vermeidbare Umweltbelastung“, sagt Chronobiologin Martha Merrow.



SEITE 30

LMU-ALUMNUS ANDREAS BECK

„THEATER IST MODERNER ALS VIELE GLAUBEN“

Andreas Beck hat an der LMU Theaterwissenschaft studiert. Jetzt ist er Intendant des Münchener Residenztheaters.



SEITE 32

NEUBERUFEN

SEITE 34

PREISE UND
EHRUNGEN

SEITE 37

VERSTORBEN

SEITE 39+44

TIPPS UND
TERMINE

SEITE 44

IMPRESSUM



Ministerpräsident Markus Söder mit Wissenschaftsminister Bernd Sibler und LMU-Präsident Professor Bernd Huber vor dem Philologicum und mit der Dekanin der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften, Professor Beate Kellner, im frisch eingeweihten Gebäude

FEIERLICHE EINWEIHUNG DES PHILOLOGICUMS

Im vergangenen Dezember wurde das Philologicum mit einer Festansprache des Bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Markus Söder feierlich eingeweiht. In zentraler Lage und unmittelbarer räumlicher Nähe zur Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften, weiterer geisteswissenschaftlichen Einrichtungen und zur Bayerischen Staatsbibliothek vereint das neue Gebäude, das hinter der historischen Fassade des Friedrich-von-Gärtner-Baus entstanden ist, die philologischen Bibliotheken der LMU unter einem Dach.

Nach dem Startschuss im Jahr 2013 begannen zwei Jahre später die Bauarbeiten, die in diesem Jahr erfolgreich abgeschlossen wurden. Bereits seit Beginn des Wintersemesters steht das Philologicum den Nutzerinnen und

Nutzern offen. Das Philologicum bietet als moderner und innovativer Forschungs- und Lernort für die sprachlichen Fächer eine umfassende Präsenzbibliothek mit langen Öffnungszeiten und zeitgemäßer Ausstattung – ein geisteswissenschaftliches Zentrum mit großer Strahlkraft im Herzen Münchens.

Wissenschaftsminister Bernd Sibler erklärt: „Die LMU erhält mit dem Philologicum auf rund 6.000 Quadratmetern Nutzfläche einen neuen Tempel der Weisheit – und das in modernsten Räumen. Der Freistaat gibt rund 40 Millionen Euro für die größte Fachbibliothek der LMU aus. Wir investieren damit in die Zukunft unserer jungen Menschen, in unsere Zukunftsgestalter und Visionäre von morgen!“

■ (red)

Ich bin schon
AlltagsHELDIN

Werde auch einer und komm zu uns.



Klinikum Memmingen

Lehrkrankenhaus der
Ludwig-Maximilians-Universität München

zusammen
stark

www.klinikum-memmingen.de/ausbildung-karriere.html



LMU ERNEUT BESTE DEUTSCHE UNIVERSITÄT

Auch in den „2020 Best Global Universities Rankings“ ist die LMU wie in den Vorjahren die beste deutsche Universität.

Im europäischen Vergleich belegt die LMU Rang 11 und Rang 43 weltweit. Die vorderen Plätze teilen sich die US-amerikanischen Spitzenuniversitäten Harvard University, Massachusetts Institute of Technology und Stanford University.

Das aktuelle Ranking listet 1.500 Institutionen aus mehr als 80 Ländern. Das Best Global Universities Ranking von US News wurde 2014 das erste Mal veröffentlicht. Es bewertet Universitäten anhand von 13 Indikatoren, die unter anderem die akademische Forschungsleistung und die Reputation der Institution messen. Von großer Bedeutung ist hierbei die Anzahl wissenschaftlicher Publikationen und Zitationen. ■ cdr

NEUES ZERTIFIKATSPROGRAMM UND NEUE MASTERSTUDIENGÄNGE

Wie können Lehrerinnen und Lehrer mit den Herausforderungen einer globalisierten Welt Schritt halten und Themen wie Nachhaltigkeit in ihrem Unterricht aufgreifen? Mit dieser Frage beschäftigt sich das neue Zertifikatsprogramm „El mundo“, das zum Wintersemester gestartet. „El mundo“ ist ein zusätzliches Studienangebot für Lehramtsstudierende aller Fächer und Schularten. Im Fokus stehen die Themen Klimawandel, der Verlust der Biodiversität und Fragen der globalen Gerechtigkeit: „Dass diese Themen ein wichtiger Bestandteil der Schulbildung sein sollten, ist gesellschaftsübergreifend Konsens“, berichtet Dr. Christian Hoiß, Koordinator von „El mundo“. „Konkret werden Lehramtsstudierende bisher aber selten auf diese Aufgabe vorbereitet. Hier wollen wir Pionierarbeit leisten.“ Das Programm soll den zukünftigen Lehrkräften zeigen, wie sie ihren Schülerinnen und Schülern in allen Fächern – etwa auch im Deutschunterricht – Nachhaltigkeit vermitteln können.

Der Studiengang ist ein Exot in Europa: An der LMU kann man seit diesem Wintersemester Albanologie studieren. „Der Masterstudiengang Albanologie hat dabei eine zentrale Stellung“, erklärt Dr. Peter-Arnold Mumm, Studiengangskoordinator der Albanologie. „Denn dieses Fach kann man sonst fast nirgendwo studieren.“ Zudem bietet das Studium vielfältige Berufs-

chancen: „Unsere Absolventen können eine wichtige Rolle bei der Integration Südosteuropas innerhalb der EU spielen, da sie das Land, die Sprache und die Gesellschaft sehr gut kennen.“ Der Studiengang löst den interdisziplinären Masterstudiengang Balkanphilologie ab, für den es kaum noch Bewerber gab. Zwar ist auch die Albanologie mit nur einer Professur ein kleines Fach, trotzdem gibt es deutlich mehr Studierende als zuvor im Master Balkanphilologie. „Hier hat sich gezeigt: Nicht immer sind die interdisziplinären Studiengänge die besseren“, so Mumm.

Neu ist auch der Masterstudiengang Theaterforschung und kulturelle Praxis, der die ganze Breite des Theaters und der szenischen Künste abbildet – von Schauspiel, über Oper, Tanz und Performance bis hin zum Film. Wichtig für die Praxis sind dabei die zahlreichen Kooperationspartner in München wie etwa die Münchner Kammerspiele oder die Otto Falckenberg Schule sowie die eigene Studiobühne der Theaterwissenschaft, ein Probenraum und Experimentierfeld für Projektübungen, studentische Produktionen, Workshops und Symposien. Und auch die Berufsmöglichkeiten für Absolventen des Studiengangs sind breit gestreut – sie arbeiten im Theater und in den Medien, als Kuratorinnen und Dramaturgen, im Verlagswesen, der Öffentlichkeitsarbeit oder in Bildungseinrichtungen. ■ cdr

„HOW WE CHANGED THE PLANET“

Seit zehn Jahren beschäftigt sich das Rachel Carson Center mit geistes- und sozialwissenschaftlichen Umweltstudien. Am 21. November des vergangenen Jahres hat das Center sein Jubiläum mit Vorträgen zum Thema „How We Changed the Planet“ gefeiert.

Das Buch *Der stumme Frühling* der US-amerikanischen Biologin Rachel Carson gab den entscheidenden Impuls für die Entstehung der modernen Umweltbewegung: Rachel Carson prangerte in ihrem Hauptwerk von 1962 die Verseuchung von Umwelt, Tier und Mensch mit Pestiziden an. Mit Erfolg: DDT wurde verboten.

Das Rachel Carson Center for Environment and Society (RCC), das nach der Umweltaktivistin benannt ist, wurde im Sommer 2009 an der LMU gegründet. „Wir sind fast ex nihilo entstanden“, erzählt Professor Christof Mauch, der Direktor des Centers. „2009 gab es keine Doktoranden und keine Studierenden, keine Abschlüsse und keine Forschungsprojekte in den geisteswissenschaftlichen Umweltstudien in München“. Inzwischen gilt das RCC als weltweit führend in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Umweltstudien. Nun feiert das Center sein zehnjähriges Jubiläum mit Gastvorträgen unter anderem von Jan Zalasiewicz, dem britischen Geologen und Vorsitzenden der Anthropocene Working Group, und der US-amerikanischen Umwelthistorikerin Julia Adey Thomas.

Das Carson Center wird von Professor Christof Mauch geleitet, der für die Projektdauer von seinem Lehrstuhl für Amerikanische Kulturgeschichte beurlaubt ist. Wichtige Unterstützung erhält das RCC von Professor Helmuth Trischler, dem Ko-Direktor des Centers, der der Forschungsabteilung des Deutschen Museums vorsteht und unter anderem die große Ausstellung des Carson Centers „Willkommen im Anthropozän“ mit mehr als 300.000 Besucherinnen und Besuchern verantwortet hat.

Im Laufe seiner 10-jährigen Geschichte kamen über 330 Postdocs, Professorinnen und Professoren aus 57 Ländern als Gastforscher ans RCC. Mehr als eine Million individuelle Nutzer haben das digitale Portal des Centers benutzt. Mehr als 2.500 Workshops, Konferenzen, Panels und Kolloquien wurden im Laufe der zehn Jahre vom RCC in München und weltweit organisiert. Außerdem sind etliche Hundert Buchpublikationen der RCC-Fellows, viele davon preisgekrönt, in diesem Zeitraum entstanden.

„2009 hätten wir nicht ahnen können, dass das Carson Center ein Erfolg wird“, sagt Mauch. „Wenn wir heute feiern, dann staunen wir selbst ein bisschen. Ein Geheimrezept für unseren Erfolg gibt es nicht. Aber die Internationalität, die konsequente Zusammenarbeit über Disziplinengrenzen hinweg, die Aktualität und Relevanz der Umweltforschung und das enorme Engagement der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren allesamt wichtig.“ ■ ee



Bayerisches Staatsministerium für Wohnen, Bau und Verkehr



BIS 1. MAI BEWERBEN!

ICH BAU BAYERN

www.ich-bau-bayern.de

Mit Deinem Einsatz entsteht Wohnraum, werden Verkehrswege erneuert, die Infrastruktur verbessert und viele neue Bau-Ideen in ganz Bayern umgesetzt. Bau Deine Zukunft als

Trainee (m/w/d)* für die Beamtenlaufbahn

Mit einem Bachelor- oder Masterabschluss in

- Architektur, Städtebau
- Energie- und Gebäudetechnik
- Elektrotechnik
- Bauingenieurwesen, Verkehrswesen
- Landschaftsarchitektur, Landschaftsplanung

Wir bieten

- Abwechslungsreiches Aufgabenspektrum
- Außergewöhnliche Bauprojekte
- Vielfältige Entwicklungs- und Karrierechancen
- Sicherer Arbeitsplatz
- Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Bewirb Dich auf www.ich-bau-bayern.de
Deine Fragen beantworten wir gerne per Telefon 089 / 2192-3000

* Schwerbehinderte Bewerberinnen und Bewerber werden bei im Wesentlichen gleicher Eignung bevorzugt. Zur Verwirklichung der Gleichstellung von Frauen und Männern besteht ein besonderes Interesse an der Bewerbung von Frauen.

SAMMLUNGEN DER LMU

VERGANGENHEIT MIT ZUKUNFT!?

An der LMU gibt es zahlreiche Sammlungen, etwa in der Anatomie, der Ethnologie oder den Kunswissenschaften. Während manche von ihnen für Lehre und Forschung essenziell sind, werden viele nicht mehr genutzt. Darunter sind mithin Schätze, die noch oder wieder gehoben werden müssen.

Wenn Nadja Min im Präpariersaal der Anatomischen Anstalt an einer Körperspende arbeitet, muss sie Prioritäten setzen. „Will man sich im Präpkurs zum Beispiel den Pharynx (den Atem- und Speiseweg, die Red.) ansehen, kann man nicht gleichzeitig umliegendes Gewebe anschauen, weil das für den Zugang zwangsläufig bewegt werden muss“, sagt sie. Deswegen ist die Medizinstudentin im ersten Semester froh, wenn sie sich Nachbarpartien oder -organe anschließend in der Anatomischen Schausammlung im Erdgeschoss noch einmal in Ruhe anschauen kann.

„Hier kann man auch alle Entwicklungsstufen des Menschen nachvollziehen und Organe, Glieder oder jede Art menschlichen Gewebes ausgiebig betrachten – ohne Hetze, in einer entspannten und ruhigen Arbeitsatmosphäre“, ergänzt Nadja Mins Kommilitonin Marita Wolf.

Computer für die schnelle Recherche stehen zur Verfügung und Gruppenarbeit ist auch möglich, Lesesaalruhe nicht gefordert. Dennoch ist der Lärmpegel erträglich und konzentriertes Arbeiten möglich.

Professor Reinhard Putz, bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand Ordinarius für Anatomie an der LMU und nach wie vor Kustos der Sammlung, spricht mit seinem charmanten österreichischen Akzent denn auch von einer Atmosphäre wie in einem „gepflegten Wiener Kaffeehaus“. Denn obwohl die Medizinstudierenden die Sammlung intensiv nutzen, werde dies mit ungewöhnlichem Respekt getan: „Es ist nie laut, es ist immer sauber und Müll liegt so gut wie nie herum“, sagt Putz. Er ist sich sicher, dass die würdevolle Aura der Sammlung in dem architektonisch bedeutsamen Gebäude auf die Studierenden zurückstrahlt.

Ein Lernort als didaktische Begleitung des Studiums und für die interessierte Öffentlichkeit ist Zweck der Sammlung. Wie sie entstanden ist, lässt sich heute nur vermuten, da viele Dokumente nach dem Zweiten Weltkrieg beschlagnahmt wurden. Ursprünge gehen vor

allem auf Privatsammlungen von Anatomen beziehungsweise Institutionen wie die Bayerische Akademie der Wissenschaften zurück. Auf jeden Fall war die Sammlung ursprünglich von der Anatomie getrennt und wurde erst mit Bau der Anatomischen Anstalt vor etwas über 100 Jahren mit dem Fach vereinigt. Professor Jens Waschke, Nachfolger von Reinhard Putz auf dem Lehrstuhl Anatomie I, betont: „Die Anatomische Sammlung ist einzigartig – nicht nur in Bezug auf die Größe, sondern auch im Hinblick auf ihre durchdachte Struktur, die die einzelnen Systeme des menschlichen Körpers in ihrer Gesamtheit darstellt.“

Die Sammlung ist nach Einschätzung der beiden Anatomen zukunftssicher – auch trotz modernster bildgebender Verfahren oder 3D-Techniken: „Es ist ein Bezugssystem erforderlich“, erklärt Reinhard Putz. „Man muss die Dinge in der Hand gehabt, wortwörtlich ‚begriffen‘ haben, um später immer wieder als Referenzsystem darauf zurückgreifen zu können.“

FRÜHER WURDE SCHNELL ENTSORGT

Längst nicht alle Sammlungen sind so zukunftssicher und der Benutzung und Anschauung zugänglich wie die der Anatomie: Zahlreiche Institute der LMU haben sich von ihren Objekten getrennt und diese dem Universitätsarchiv zur Verwahrung übergeben. Gründe dafür sind häufig zu wenig Platz oder geänderte Arbeitsmethoden, die den Zugriff auf verschiedene Sammlungen nicht länger erforderlich machen. 20 davon liegen mittlerweile im Archiv, auch wenn ihre adäquate Betreuung schon aufgrund fehlenden Personals nicht möglich ist.

Dennoch ist Dr. Claudius Stein einerseits froh, denn durch die Überstellung ins Archiv „bleiben die Sammlungen erhalten und werden nicht einfach entsorgt“. Andererseits sind sie durch die Einlagerung dem Zugriff etwa für die Lehre und Forschung oder der einfachen Besichtigung weitgehend entzogen. Stein, Mitarbeiter am Uniarchiv



◀
 Nadja Min und Marita Wolf nutzen die Anatomische Schausammlung für ihr Medizinstudium



▲
Sakrale Kunst ist der Schwerpunkt der Sammlung des Herzoglichen Georgianums am Professor-Huber-Platz

und Kustos der Kunstsammlung des Herzoglichen Georgianums, hat jüngst zusammen mit Dr. Katharina Weigand vom Uniarchiv ein Buch zu den Universitätssammlungen veröffentlicht. Er ist froh, dass heute ein anderes Selbstverständnis im Umgang mit Sammlungen und Objekten vorherrscht als zu Zeiten, in denen viele der Sammlungen entstanden sind. So wurde eine ägyptische Mumie beim Umzug der LMU von Landshut nach München 1826 kurzentschlossen entsorgt, um die Transportkosten zu sparen.

Zumindest für eine Sammlung bahnt sich wohl ein gegenläufiger Trend an: Der Ethnologe Professor Philipp Schorch von der Fakultät für Kulturwissenschaften erwägt, die im Archiv eingelagerte ethnologische Sammlung zum Beispiel mit Bildern der indigenen Bevölkerung von früheren Kolonialstaaten wieder zu reaktivieren.

Denn es gilt, Schätze, über die die LMU verfügt, adäquat zu präsentieren, sind sie doch Teil der Universitäts- und vor allem Fächergeschichte. „Disziplinen- und Institutsgeschichte liegt im Trend“, weiß Claudius Stein. Und deswegen werden auch nicht mehr aktiv in Forschung und Lehre genutzte Sammlungen weiterhin Bedeutung haben – auch wenn sie (noch) im Archiv schlummern.

DEZIMIERUNG DURCH STAAT UND KRIEG

Die von Claudius Stein betreute Sammlung hat im Erdgeschoss des Herzoglichen Georgianums sogar ein eigenes Museum. Allerdings sind die Ausstellungsräumlichkeiten gar nicht groß genug, um alle Exponate zu fassen, sodass die Sammlung sich auch im ganzen übrigen Gebäude verteilt. Sie wurde zu großen Teilen vom einstigen Direktor des zur LMU gehörenden Priesterseminars, Andreas Schmid, zusammengetragen. „Schmid ist durch die Lande gereist, hat Stücke, die nicht mehr gebraucht wurden, von Pfarreien, Trödlern oder Bauernfamilien für zum Teil wenig Geld erstanden und daraus den Grundstock der Sammlung gebildet“, erklärt Stein. Sogar zwei Reliefs des berühmten Bildhauers und Architekten Erasmus Grasser finden sich darunter. Ebenso die kostbaren Steine eines Rosenkranzes, den Kurfürst Max Emanuel von Bayern in Frankreich gekauft hatte und die dem Georgianum übereignet wurden – eingearbeitet in eine kostbare Monstranz. Das Kleinod blieb im Jahr 1805 vom kurfürstlich dekretierten Verkauf verschont, als die Universität zwecks Eigenfinanzierung ihr Tafelsilber in blanke Münze verwandeln musste, weil sich der Staat aus Finanznot weitgehend aus der Förderung zurückgezogen hatte. Vom Dekret ausgenommen: Stücke von besonderer Bedeutung und Schenkungen hochwohlgeborener Persönlichkeiten.

Es zeigt: Auch des Geldes wegen musste manche Universitätssammlung kräftig Exponate lassen. Schließlich tat der Krieg sein Übriges: Vor dem Bombenhagel des letzten Weltkriegs verfügte die Sammlung im Georgianum noch über etwa 6.000 Exponate. Heute sind es noch 800 – immerhin gut aufbereitet und ausgestellt.

Was für die Musikinstrumentensammlung des Priesterseminars am Professor-Huber-Platz (noch) nicht zutrifft. Diesen Schatz zu heben, daran arbeitet Stefanie Pohl. In der Bachelorarbeit der Studentin der Musikwissenschaft und gelernten Instrumentenbauerin geht es um eine erste Bestandsaufnahme der vornehmlich aus Streichinstrumenten bestehenden Sammlung, die streng genommen gar keine Sammlung ist. Denn die Instrumente wurden von den Seminaristen des hauseigenen Georgianumsorchesters gespielt, das laut Pohl nicht nur geistliche, sondern durchaus auch weltliche Musik intonierte und gelegentlich in Kirchen oder bei Faschingsfeiern auftrat. „Ich habe zunächst eine Grunderfassung vorgenommen und die Instrumente inventarisiert. Vor allem musste ich zunächst Standards zur Systematisierung erarbeiten“, erläutert Stefanie Pohl ihr Vorgehen. „Im Prinzip habe ich in meiner Bachelorarbeit nur mal kurz das Licht angemacht“, lacht sie und verweist auf die Menge an Arbeit, die noch genug Stoff für eine Master- und Doktorarbeit bietet.

Das älteste Instrument der Sammlung ist eine Violine aus dem Jahr 1686, fachgerecht auf der Rückseite mit dem Siegel des Georgianums gekennzeichnet. Für die Studentin, die sich in ihrer handwerklichen Ausbildung mit Holzblasinstrumenten befasste, ist es eine Herausforderung, sich nun Streich- und den wenigen vorhandenen Blechblasinstrumenten zu widmen und deren Zustand oder Alter adäquat einzuschätzen. Ein Großteil der Instrumente hat nurmehr musealen Charakter – sie sind schlicht zu alt, um noch gespielt zu werden.

Die Nutzung der Instrumente zu rekonstruieren, sei eine große Herausforderung, sagt Pohl. Zwar gebe es Musikchroniken und Musiktagebücher, die vom jeweiligen Obermusikus geführt worden seien und über gespielte Werke et cetera Auskunft geben. Die individuelle Nutzung einzelner Instrumente sei jedoch nur schwer nachzuvollziehen.

DIE FRAGE DER PROVENIENZ

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich mit Sammlungen befassen, die vielleicht die Geschichte einer Disziplin erforschen, können aus den Objekten viel zu gesellschaftlichen, kulturellen oder politischen Zusammenhängen erfahren. Und gerade in Zeiten einer stärkeren Gewichtung von ethischen Aspekten muss man die Herkunft von Exponaten thematisieren. „Wenn man sich zum Beispiel mit historischen Objekten aus anderen Weltteilen befasst, ist es wichtig, auch die Kolonialgeschichte oder den Sammlermarkt zur jeweiligen Epoche zu berücksichtigen“, sagt Professor Antoinette Maget Dominicé, seit 2018 Professorin für Werte von Kulturgütern und Provenienzforschung an der Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften der LMU (siehe auch Interview Seite 9).

So etwas gilt verstärkt in so sensiblen Bereichen wie der Anatomie, wo konservierte Organe und Körperteile von Menschen gezeigt werden. Woher kommen die Präparate und welche Schlüsse lassen sich auf



▲ Die wissenschaftliche Erfassung der Musikinstrumentensammlung des Georgianums hat sich Stefanie Pohl zur Aufgabe gemacht.

die Zeit zum Beispiel des nationalsozialistischen Regimes ziehen?

„Wir sind uns dieser Problematik sehr bewusst“, sagt Professor Jens Waschke. Zur Klärung der Provenienz vor allem in der Zeit des damals sogenannten Dritten Reichs hatte der Anatom sogar eine international besetzte Kommission einberufen, deren Mitglieder eine große Expertise im Umgang mit diesem Thema besitzen. „Das war auch deswegen von großer Relevanz, da Studierende zunehmend Fragen in dieser Hinsicht stellen, was ja auch sehr gut ist“, so Waschke. So wurde der historische Kontext der Sammlung eingehend untersucht mit dem Ergebnis, dass zwar die Körper gewaltsam zu Tode gekommener Menschen bei Präparationen zur Arztausbildung verwendet wurden, jedoch keine Präparate aus dieser Zeit Eingang in die Schausammlung gefunden haben.

Vor dem Ersten Weltkrieg waren es vor allem die Körper von Verstorbenen aus Gefängnissen, psychiatrischen Anstalten oder Obdachlosen – in der Regel sogenannte unclaimed bodies, also Körper, auf die niemand Anspruch erhob. „Seit Ende des Zweiten Weltkriegs gibt es nur noch Kör-

perspenden auf testamentarischer Basis“, sagt Waschke. Das heißt, nur Körper von Menschen, deren ausdrücklicher Wille es war, stehen nach dem Tod der Mediziner-ausbildung zur Verfügung.

Die Gefahr, dass es in Sammlungen Objekte fragwürdiger Provenienz gibt, ist immer gegeben, was zeigt, wie wichtig Provenienzforschung ist. So gab es an der LMU eine anthropologische Sammlung von Schädeln, die aus China stammten und entweder Gräbern entnommen worden war oder von enthaupteten Boxern waren, also Kämpfern, die Anfang des 20. Jahrhunderts in China gegen den Imperialismus unter anderem deutscher Prägung kämpften. Diese Sammlung wurde der LMU geschenkt, ist aber im Zweiten Weltkrieg vernichtet worden. Dennoch dürften die meisten Sammlungen, die sich noch an der LMU befinden, keine unangenehmen Überraschungen bieten: Es sind unter anderem Sammlungen von Grafiken, von Kunst, von veterinärmedizinischen oder pharmakologischen Objekten und Präparaten. Alles Schätze mit eigenen Geschichten, die es zu bewahren und zu erzählen gilt. ■ cg



▲ Hat Hoffnung, bald wieder in Forschung und Lehre verwendet zu werden: Die ethnologische Sammlung, die derzeit noch im Universitätsarchiv eingelagert ist.



ZUM THEMA ERSCHIENEN:

DIE SAMMLUNGEN DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN GESTERN UND HEUTE

Eine vergleichende Bestandsaufnahme 1973-2016

Hrsg.: Katharina Weigand und Claudius Stein
Utz Verlag München 2019

Die Publikation, die als 10. Band die Reihe der *Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München* fortsetzt, zeichnet anhand detaillierter Untersuchungen die Geschichte der LMU-Sammlungen nach und macht mit dem Ziel einer besseren Nutzung auf ihr großes Potenzial aufmerksam.

INTERVIEW MIT ANTOINETTE MAGET DOMINICÉ FÜR LEHRE UND FORSCHUNG UNVERZICHTBAR



Antoinette Maget Dominicé befasst sich als Professorin am Institut für Kunstgeschichte unter anderem mit Provenienzforschung und Sammlungsgeschichte. Für sie ist die Grafische Sammlung des Instituts unabdingbar für eine fundierte, fachübergreifende kunsthistorische Lehre.

MUM: Frau Professor Maget, das Institut für Kunstgeschichte an der LMU verfügt über eine umfangreiche Grafische Sammlung. Welche Rolle spielt sie im Studium?

Professor Maget: Die Sammlung wird wieder genutzt, zumal sie ja auch in digitalisierter Form in der Bilddatenbank Artemis vorliegt. Auch in Lehrveranstaltungen wird sie regelmäßig eingesetzt.

Dabei sehen wir den Trend, dass Studierenden heute nicht mehr allein die Ikonographie oder Bildbeschreibung wichtig ist. Verstärkt sind sie daran interessiert, auch den Hintergrund der Entstehung eines Werkes einzubeziehen und sich mit Kontexten auseinanderzusetzen. Dazu gehört die Provenienzforschung, die sich intensiv etwa mit den Vorbesitzern oder mit dem Kunstmarkt sowie der Sammeltätigkeit in gewissen zeitlichen, kulturellen oder gesellschaftlichen Strukturen befasst. Aus diesen Erkenntnissen kann man die Etappen auf den Wegen, die die Exponate genommen haben, genauer zuordnen. Der Weg eines Kulturguts kann auch von seinem Werk- und Wirkungsbereich beeinflusst werden. Zu dem Themenkomplex der Kunstfreiheit bieten Professor Vinken aus der Romanistik, Professor Kersten von der Juristischen Fakultät und ich in diesem Wintersemester ein Seminar an, das von den Studierenden enorm gut angenommen und in dem sehr viel und angeregt diskutiert wird.

MUM: Wieso arbeiten Professorinnen und Professoren aus so unterschiedlichen Fachbereichen an den Sammlungen?

Maget: Die jetzige Diskussion zum Umgang mit Kulturgütern, deren Verlagerungen und potenzielle Restitutions zeigt große Auswirkungen. Nur aus der kunstgeschichtlichen Perspektive sind Provenienzforschung und die damit einhergehenden Aspekte nicht zu betreiben. Es braucht den Blick des Kunsthistorikers, des Historikers oder Juristen, um Kulturgüter und ihre Geschichte umfassend nachvollziehen zu können. Weitere Fächer, wie die Ethnologie, die Archäologie oder die Judaistik, werden einbezogen. Gerade weil die Vorgeschichte eines Objekts viel zum gesellschaftlichen Austausch zwischen Sammler und Händler, zu Machtverhältnissen und politischen Strukturen aussagt. Die Provenienzforschung gilt als eine Verpflichtung, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen und Unrecht zu identifizieren, um an vielfältig tragbare Lösungen zu kommen. Allerdings sollte Provenienzforschung nicht nur aus einem bestimmten Verdacht heraus angestrengt werden, sondern sie betrifft grundsätzlich alle Sammlungen, Orte, Kontexte und Zeiten und sollte ergebnisoffen geführt werden.

MUM: Kann Studienanfängerinnen und -anfänger diese komplexe Thematik nicht überfordern?

Maget: Für meine Lehrveranstaltungen wähle ich in erster Linie Themen aus, die schon gut erforscht sind und an denen die Studierenden das wissenschaftliche Vorgehen üben können. Natürlich muss genügend Material vorliegen, weil man für eine Seminararbeit nicht durch Deutschland fahren und sich die Informationen in Archiven zusammensuchen kann.

Die Studierenden sollen zum Beispiel zu einem Bild von Goya, das in den 80ern illegal von Spanien über die Schweiz, die USA nach Großbritannien gekommen ist, herausfinden, wo und wie sie die nötige Literatur finden, wie sie die Herkunft und die Stationen klären können, die das Werk genommen hat, sowie die Stellung des spanischen Staates in Bezug auf die Verantwortung der Marktakteure analysieren.

Im Sommersemester 2020 wird eine Übung zu der Grafischen Sammlung am Institut angeboten. Die Studierenden werden sich mit dem Bestand auseinandersetzen, lernen, was überhaupt eine Sammlung ist, üben, wie man die alte Schrift entziffert, wie in Archiven recherchiert wird und wie die gewonnenen Erkenntnisse zu formulieren sind, bevor sie in die Datenbank der Grafischen Sammlung aufgenommen werden.

MUM: Wer betreut die Grafische Sammlung und wird sie erweitert? Und wenn ja, wie?

Maget: Die Schwierigkeit an der Universität ist, dass Sammlungen generell stark vom Engagement einzelner Personen abhängen, die sich damit befassen, und dass, sollten diese irgendwann gehen, die Betreuung der Sammlung nur schwer möglich ist, solange keine Mittel oder keine Stellen verfügbar sind: Es fehlen die nötigen Strukturen. Das spiegelt sich in der Geschichte der Grafischen Sammlung ganz eindeutig wider. Am Institut für Kunstgeschichte sind wir aktuell sehr dankbar, dass Dr. Karl Kempfer sich intensiv, mit viel Hingabe und trotz Pensionierungsalter um unsere Grafische Sammlung kümmert.

Die Sammlung wird immer erweitert. Da aber wenig Finanzmittel für den Zuwachs vorhanden sind, sind wir viel auf Schenkungen angewiesen.

■ Interview: cg

ESSAY

SAMMELN HEISST ERINNERN, ERZÄHLEN, DEUTEN



▲ Dr. Frank Matthias Kammel studierte Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Kulturtheorie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Von 1987–1995 war er Wissenschaftlicher Angestellter an der Skulpturensammlung (Bodemuseum) der Staatlichen Museen zu Berlin, ab 1992 Staatliche Museen – Preußischer Kulturbesitz. Von 1995 bis 2018 war er Leiter der Skulpturensammlung, ab 2007 außerdem Leiter des neu geschaffenen Programmbereichs Sonderausstellungen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg und ab 2015 Stellvertreter des Generaldirektors. Seit ist er 1.7.2018 Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums.

Kann das weg oder soll ich es aufheben? Diese Frage gehört zwangsläufig zu unserem Alltag. In einer von Wohlstand geprägten Gesellschaft überfluten uns die Dinge. Rascher technischer Fortschritt, wechselnde Moden und ästhetischer wie mentaler Wandel beschleunigen den Austausch von Gegenständen in der Arbeitswelt wie im Wohnbereich, der öffentlichen wie der individuellen Sphäre. Schon aufgrund begrenzten Raums sondern wir im Privaten von Zeit zu Zeit aus, anlässlich von Neuanschaffungen, Renovierungen, Umzügen oder anderen Veränderungen der Lebensumstände. Gelegentlich bereuen wir vorschnelle Entsorgungen, weil der entsprechende Gegenstand plötzlich doch nötig oder nützlich gewesen wäre oder weil erst sein Verlust offenbart, welche Momente der Vergangenheit von ihm erinnert, in besonderer Weise vor Augen gehalten worden waren. Dieses Problem bewegt nicht nur den Einzelnen. Auch soziale Gruppen, Korporationen, Institutionen und schließlich die ganze Gesellschaft muss sich unablässig die Frage stellen, welche der lange Zeit lebensbestimmenden, dann aber nicht mehr be- oder genutzten Gegenstände aufbewahrt werden sollen und wozu.

Das Synonymwörterbuch erklärt „bewahren“ mit „längere Zeit aufheben“, mit „erhalten und behalten“, stärker noch mit „schützen“. Das Grimm'sche Wörterbuch, der Klassiker der deutschen Sprache, setzt die Bedeutungen „hüten“ und „behüten“ hinzu. Museumsleuten, Denkmalpflegern und Archivaren ist das Bewahren, das Aufheben, Erhalten und Schützen qua Amt aufgetragen. Doch auch sie haben sich immer wieder vor Augen zu führen, warum und wofür sie bewahren: Nur um Relikte gelebten Lebens zu konservieren? Diese Frage ist keine nur rhetorische. Sollte man nicht alles digitalisieren, wenn das Erhalten, das heißt Konservieren und Deponieren, so aufwendig und damit so teuer ist? Zumal das Digitalisat im Gegensatz zum materiellen Gegenstand uneingeschränkte Zugänglichkeit und Nachhaltigkeit suggeriert?

Jenseits einer schwärmerisch beschworenen Aura des Originals ist der körperliche Gegenstand zweifellos immer Belegstück, unmittelbarer Zeuge des vergangenen, wirklichen Lebens, somit originäre Stütze der Erinnerung sowie eine Quelle möglicher Erkenntnis. Jeder, der Objektforschung betreibt, ob aus der Sicht von Materialkunde und Kunsttechnologie oder aber dem Blickwinkel anderer Fächer, wird dies ohne Einschränkung bestätigen. Im Gegensatz zum Digitalisat, jedoch auch zu anderen visuellen Medien oder dem klügsten Geschichtsbuch besitzt das Ding vergleichbar dem Schriftstück die Qualität der Primärquelle. Aus dieser Perspektive gleicht es der Reliquie, einem aus der religiösen Sphäre bekannten materiellen Bürgen für die leibliche Existenz und die fortdauernde Präsenz des Heiligen als einer Quelle heilsamer Wirkung. Aufgrund dieser Parallelität übertrug Geschichte- und Rechtswissenschaft der Aufklärung bereits Mitte des 18. Jahrhunderts den Begriff der Reliquie auf alle historisch aussagekräftigen Hinterlassenschaften, weil ihnen die Qualität eigen sei, ihre Entstehungszeit und -umstände zu konservieren und nachvollziehbar zu machen. Gegenstände haben also ebenso wie die Schriftquelle oder der Mythos etwas mit Gedächtnis und Erinnerung zu tun, ja gehören zu deren Grundlagen.

Der Barbarei entgehen, meinte Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) wenige Jahrzehnte später, ließe sich nur durch eine kollektive, auf den materiellen Resten vergangener Gesellschaften basierende Erinnerungskultur. Auf die Fragen „Was bin ich denn selbst? Was habe ich denn gemacht“, konstatiert sein Vertrauter Johann Peter Eckermann (1792–1854), habe der Dichter eine Langzeit-Rechenschaftslegung gegeben: das Leben und seine Grunderfahrungen „von dreitausend Jahren“ – er meinte damit den Rückblick bis in die Antike – aufgesammelt und in seinem Werk komprimiert zu haben. Dies sei ihm nur möglich gewesen, weil „die Überreste des Altertums in verschiedener Gestalt vorhanden wären“. Dabei gehe es ihm und prinzipiell nicht darum, diese Relikte sklavisch zu repetieren. Ihr besonderes Potenzial bestehe in der Möglichkeit, die menschliche Urteilskraft an ihnen zu schulen.

Drastisch zeigt sich die Bedeutung dieses Gedankens angesichts der Antizipation der jüngeren europäischen Kulturbarbarei im fünften Akt von „Faust II“. Der in hypertropher Weise fortschritts- und zukunftsorientierte Faust lässt dort die Hütte von Philemon und Baucis, die „Überreste des Altertums“, samt ihrer Bewohner niederbrennen. Dies stellt nichts weniger als einen Vorgang der Gedächtnislöschung im Zuge der Neudefinition menschlicher Gesellschaft ohne eine Referenzfolie, ohne ein Medium der Ausbildung fundierter Urteilskraft dar. Auf der Basis der mephistotelischen Interpretation jeder Erinnerung als Störung geht es in dieser Handlung um die Liquidierung tiefgreifender Erinnerungsräume. Barbarische Kriege mit der bewussten Vernichtung identitätsstiftender Monumente, Bücherverbrennungen, religiös motivierte Bilderstürme kultureller Güter mit dem Ziel, gemeinsam mit diesen Objekten auch Geschichte zu vernich-

ten und somit umzuschreiben, birgt selbst die jüngste Vergangenheit zur Genüge.

Zugleich kennen wir Romane und Filme, deren Motor der durch ein dramatisches Ereignis hervorgerufene Gedächtnisverlust eines der zentralen Akteure der Handlung ist. Ob beispielsweise Alfred Hitchcocks Streifen „Spellbound“ („Ich kämpfe um dich“) von 1945 oder Wim Wenders’ „Paris, Texas“ von 1984, immer ist die mit Erinnerungsverlust geschlagene Figur eine Person ohne Identität und damit nicht mehr Herr ihrer selbst und ihres Handelns. Was wäre allerdings noch bedrohlicher als dies? Wenn eine ganze Gesellschaft ihr Gedächtnis verliere!

Die Bewahrung der Hinterlassenschaften ihrer Geschichte und Kultur bildet einen Garanten, der dies verhindern kann. Das Sammeln, das Zusammentragen und Anhäufen von Gegenständen, das über alle Zeiten hinweg zu den anthropologischen Konstanten zählt, gehört daher zu den Grundlagen der Erkenntnis unseres Daseins. Aus dieser Perspektive sind Sammlungen Speicher unseres Gedächtnisses, ja Teil unseres materiellen Gedächtnisses selbst und stellen damit Voraussetzungen einer gedächtnisreichen Bildung dar. Zu den effektivsten und zugleich schönsten dieser „Lagerstätten“ gehören Museen und verwandte Einrichtungen. „Ein Museum“, hat der bekannte Kölner Kurator Kaspar König gesagt, „ist ein Depot mit Schauräumen und nicht umgekehrt.“ Daher greift die Reduzierung von Museen und Sammlungen auf Bildungseinrichtungen zu kurz. Sie können diese Aufgabe nur erfüllen, weil sie ähnlich Archiven eigentlich Primärdatenlager sind.

Mehr als schriftlich fixiertes Wissen über unsere Welt und damit über uns sind Dinge Animatoren des Staunens. Sie mobilisieren Imaginationskraft. Das Staunen und die daraus abgeleitete Neugier sind der Ausgangspunkt von Denken und Wissen. Die Metaphysik von Aristoteles beginnt mit dem Satz, dass alle Menschen von Natur aus nach Wissen streben. Und warum das so ist, erklärt der antike Denker schon im zweiten Satz seines Werks: „Weil sie nämlich staunten, haben Menschen zu philosophieren begonnen.“ Staunen ist der Ausgangspunkt für Neugier und Neugier die Voraussetzung für Denken. In diesem Sinn können die in Sammlungen gehüteten Dinge Motoren der Neugier und damit Auslöser von Forschung sein.

Schon die Kunst- und Wunderkammern der Renaissance, in denen mit Naturalia, Artificialia und Scientifica Güter aus den unterschiedlichsten Bereichen akkumuliert und vereint worden sind, zielten mit der Präsentation seltener, staunenswerter Objekte auf die Darstellung eines universalen Zusammenhangs, auf die Formung eines umfassenden Bilds von der Welt. Auch Goethe verknüpfte das Sammeln mit dem Belehren und Lernen, sah darin ein Mittel der Selbstentfaltung. Er liebt seine Sammlungen, soll er gesagt haben, nicht des angehäuften Besitzes wegen, sondern weil sie ihn bildeten und „ruhiger“ machten. Der Dichter hegte die Gewissheit, dass eben dann, wenn ein Teil zum anderen gebracht werde, aus scheinbar angehäuftem Chaos Organisation entstehen und sich ein gegliedertes Gebilde entwickeln könne. Bis heute betrachten Pädagogen das Sammeln in diesem Sinn als Parallele und Entsprechung zum Spiel und betonen daher dessen erzieherische Dimension, die dadurch geförderten Aspekte der Persönlichkeitsbildung und der Selbstentfaltung.

Als der bayerische König Maximilian II. (1811–1864, reg. ab 1848) 1851 die Londoner Weltausstellung besuchte, faszinierte ihn der dort praktizierte Gedanke, Nationen in Gestalt ihrer materiellen Meisterleistungen, sowohl historischer Werke als auch aktueller Produkte, zu repräsentieren. Während in der englischen Hauptstadt inspiriert von dieser großartigen Überblicksdarstellung ein Jahr später das South Kensington Museum, das heutige Victoria & Albert Museum, gegründet wurde, gebar der Monarch die Idee eines ähnlichen, der Öffentlichkeit zugänglichen Schatzhauses in München. Tatsächlich kam es zwei Jahre später zur Gründung eines bald darauf als Bayerisches Nationalmuseum bezeichneten Instituts, dessen Ziel darin bestand, „die interessantesten und vaterländischen Denkmäler und sonstigen

Überreste vergangener Zeiten der Vergessenheit zu entreißen“. Mit dem Sammeln historischer Zeugnisse verband sich dabei nicht nur die Absicht der Repräsentation einer bedeutenden Dynastie, sondern auch der Versuch, ein allgemeines historisches Gedächtnis auszubilden, einer breite Kreise erfassenden gemeinsamen Erinnerung greifbaren Ausdruck zu verleihen. Anlass, mit materiellen, insbesondere künstlerischen Zeugnissen der Geschichte auf diese Weise in seinem Land eine prägende Identität zu erzeugen, hatte Maximilian allemal. Im Zuge der napoleonischen Kriege, des Untergangs des Alten Reichs und des Wiener Kongresses hatte Bayern seine Gestalt sowohl durch Gebietsverluste wie durch entsprechende Zuwächse beträchtlich verändert. Das neue Staatsgebilde integrierte nun Regionen unterschiedlicher kultureller, konfessioneller, ökonomischer und klimatischer Prägungen, in denen verschiedene Dialekte und Mentalitäten beheimatet waren.

Dieser Intention entsprechen grundsätzlich auch die Absichten sozialer Gruppen, die sich um die Schaffung eines kollektiven Gedächtnisses und entsprechender Gedächtnisorte bemühen, an denen dingliche Anhaltspunkte für die Erzählung und Deutung ihrer Geschichte sowie daraus erwachsene Symbole ihrer Identität allgemein zugänglich sind. Seit dem späten 18., vor allem aber seit dem 19. Jahrhundert zählen Museen daher zu den wichtigsten, oft architektonisch herausgehobenen Orten mit dieser Funktion. So bildeten sie nicht zuletzt ein Instrument, dem über die Konservierung überkommener kultureller Güter und die Vermittlung von Kenntnissen eine historisch begründete Orientierung in dem sich damals vollziehenden tiefgreifenden sozialen Wandel aufgegeben war. Schließlich stellten sie die Lebenden mit den ihnen vorhergegangenen Generationen und deren Lebenswirklichkeiten in einen Zusammenhang. Dies gehört bis heute zu den ureigenen Aufgaben öffentlicher Sammlungen. Denn Sammeln hat stets etwas mit Erinnern zu tun. Sammlungen sind Bausteine großer Erzählungen. Sammlungen sind und spiegeln – je nach Gegenstand und Rahmen, Ausrichtung und Struktur – einen Teil der Wirklichkeit, deuten Phänomene und Prozesse.

Daher können und dürfen Sammlungen keine statischen Körper sein. Sigmund Freud (1856–1939), der sich mit zunehmendem Alter dem leidenschaftlichen Sammeln antiker Statuetten verschrieben hatte, teilte der niederländischen Psychiaterin Jeanne Lampl de Groot (1895–1987), einer seiner Schülerinnen, 1938 in dieser Hinsicht mit: „Eine Sammlung, zu der nichts neu hinzukommt, ist eigentlich tot.“ Der Satz reflektiert ein essentielles Kennzeichen des Sammelns und berührt mit der implizierten Unerreichbarkeit von Vollständigkeit einen Charakterzug von Sammlungen. Selbst bedeutende und historische, über lange Zeiträume gewachsene Kollektionen bedürfen der Ergänzung, um ihre Besonderheit und Unvergleichbarkeit unverändert zu profilieren und beständig zu vergegenwärtigen, den Fragen und Perspektiven der jeweils aktuellen Generation an und auf den Gegenstand Raum zu geben.

Die nicht unter dem Gesichtspunkt der alleinigen Anhäufung, sondern der Erweiterung im Sinne des vervollständigenden Auswählens praktizierte Mehrung öffentlicher Sammlungen stellt daher eine unverzichtbare Grundlage der dynamischen Entfaltung aufschlussreicher Zusammen- und Gegenüberstellungen von historischen Zeugnissen und Artefakten dar, die Basis der Lebendigkeit historischer, kultur-, technik- oder wissenschaftsgeschichtlicher Erkenntnisbildung sowie der zeitgemäßen Gestaltung von Narrativen. Allein die Objekte sind das Material, aus dem Museen und Sammlungen über ihre Aufgabe als Bildungsort hinaus zu Erlebnis- und Erfahrungsräumen modelliert werden können.

Gleich auf welche Weise Bewahren und Sammeln betrieben wird. Stets schließt es die Fragen ein: Was ist uns wichtig? Was ist uns unverzichtbar, um uns selbst – das Individuum wie die gesamte Gesellschaft – und unser Gewordensein besser verstehen und um uns den nachfolgenden Generationen auch auf diese Weise verständlich, ja begreifbar machen zu können? Sammeln heißt nämlich immer auch, etwas von uns zu erzählen.



DAAD-PREISTRÄGER SAMH YOUSEF

„WENN MAN ETWAS WILL, SCHAFFT MAN ES“

Als Samh Yousef auf der Bühne von „Deutschland sucht den Superstar“ (DSDS) steht, zittern seine Knie ein wenig. Er hat den Habibi-Song mitgebracht, ein bekanntes Liebeslied in seinem Heimatland Syrien. Kurz bevor er zu singen beginnt, geht ihm sein Weg nach Deutschland durch den Kopf. Er hätte nicht zu träumen gewagt, hier einmal zu stehen. Dann beginnt er zu singen, die Knie zittern nicht mehr.



Samh ist seit dem 3. Januar 2016 in Deutschland und hat in knapp drei Jahren sein Leben auf den Kopf gestellt. Er studiert jetzt Deutsch als Fremdsprache (DaF) an der LMU, sagt: „Ich möchte die Sprache, die ich gelernt habe, weitervermitteln. Ich kenne die Schwierigkeiten, weiß, wo die Lernenden vielleicht auf Probleme stoßen, und ich habe Spaß daran.“ Er hat hart gearbeitet für seinen Traum, sich zuerst alleine durch den Dschungel an deutscher Grammatik gekämpft. Um dann über viele Wege, er nennt das Schicksal, an Sprachkurse zu gelangen. Bald hat er den ersten Kurs absolviert, dann den zweiten und dritten. Immer wieder läuft er an der LMU vorbei und beschließt, dass er dort studieren möchte. „Meine Gastfamilie war nicht begeistert von meinen Studi-
umwünschen, sie wollte, dass ich stattdessen eine Ausbildung absolviere.“ Er hält trotzdem an seinem Traum fest, muss aber wieder in eine Flüchtlings-Unterkunft ziehen. „Da war ich noch auf B1-Niveau des Deutschen. B1 bedeutet, dass man sich verständigen kann, es bedeutet aber auch, dass man seine Gefühle nur schwer ausdrücken kann. Das war nicht leicht für mich.“ Für eine Immatrikulation an der Uni muss er einen anspruchsvollen Test bestehen. Gleichzeitig möchte er, trotz seiner abgelehnten Aufenthaltsgenehmigung, den „Integrationskurs“ ablegen. Und so besucht er über Monate hinweg die nötigen Kurse. Erst zwei pro Tag. „Aber ich hatte das Gefühl, dass mir das noch nicht reicht. Also habe ich mir einen dritten Kurs gesucht.“ Und es klappt.

NICHT WEITER NACHGEDACHT, EINFACH GEHANDELT

„Ich wollte eigentlich Musik studieren, aber mein Vater war immer dagegen, er meinte, dass man damit kein Geld verdienen kann.“ Deshalb hat Samh stattdessen Persisch und Arabisch studiert, nebenbei aber heimlich in Bars und Cafés gesungen. „Singen ist in Syrien für Männer nicht sehr angesehen. Nur meine Mutter wusste davon, sie hat mich ab und an begleitet und war meine Mitverschwörerin.“ 2011 war damit dann erst einmal Schluss: In Syrien brach der Krieg aus und die Einwohner wurden systematisch zur Armee eingezogen. So auch Samh, doch er wollte nicht kämpfen. „Einmal wurde ich von der Armee entführt, sie wollten Geld. Sie haben aber erkannt, dass wir eine arme Familie sind, nur deshalb stehe ich jetzt noch hier“, sagt er. „Das Leben in Damaskus war nicht mehr zu ertragen. Kein Wasser, kein Strom.“ Seine Familie ist

in der Stadt eingeschlossen, es führt kein Weg hinein und auch keiner hinaus. Er ist in einem Wohnheim untergebracht und finanziert sich selbst, möchte der Familie nicht zur Last fallen.

„Der Krieg verändert die Menschen. Es gibt keinen Respekt mehr, alle sind so gierig geworden“, sagt er. Es fällt ihm eine List ein: Auf seinem Studentenausweis ist eine Flagge abgedruckt, die der des Assad-Regimes ähnelt, er kann sich mit ihr als Soldat ausgeben. „Beim Bäcker gab es immer zwei Reihen. Eine für die Soldaten und eine für die einfachen Menschen, wobei die Soldaten schneller und großzügiger bedient wurden.“ Schlussendlich war das aber der Auslöser für ihn, sein Heimatland zu verlassen: „Was ist das für ein Leben, wenn ein Ausweis entscheidet, wer wie viel Brot bekommt, und Menschen

hungern.“ Ist der Entschluss einmal gefasst, geht alles schnell. Er lässt seine Zeugnisse übersetzen, durch Zufall auf Deutsch. Seine ganze Familie arbeitet zusammen, um ihm den Schlepper bezahlen zu können. Zuerst erreicht er die Türkei und zieht nach zwei Monaten weiter, sein Ziel ist Schweden. An der deutschen Grenze wird er schließlich von der Polizei aufgehalten: „Sie haben gesagt, entweder du bleibst in Deutschland, oder du gehst zurück. Ich glaube, manchmal entscheidet das Schicksal für einen.“

MIT BRÜCHIGEM DEUTSCH ZUM ARZT

Samhs Weg führt nach München. Im Flüchtlingslager angekommen, beginnt er sofort damit, sich Deutsch beizubringen, alte Schulbücher und Onlinekurse helfen ihm. Trotz seiner noch brüchigen Sprachkenntnisse setzt er sich für Menschen ein, die eine ähnliche Vergangenheit haben. Er begleitet sie zum Arzt oder auf Behördengänge. „Kleine Dinge können manchmal Großes bewirken. Auch wenn mein Deutsch nicht großartig war, es hat gereicht. Manchmal hilft auch schon die Begleitung, damit man sich nicht so einsam fühlt.“ Das hat Samh auch in anderen Situationen gemerkt. „Ich weiß, wie es ist, wenn man in Schwierigkeiten steckt und sich alleine nicht mehr helfen kann. Nicht alle Menschen haben diesen Mut, einfach weiterzumachen.“ Er zögert kurz, sagt: „Wenn man etwas wirklich erreichen will, dann schafft man das auch.“ Und er spricht aus Erfahrung. „Das Schlimmste war, wenn Menschen gesagt haben, dass wir als Geflüchtete keine Chance auf eine Zukunft haben. Ich wollte zeigen, dass auch wir alles können, wir müssen nur zuerst die Sprache lernen.“

GANZ EINFACHE WÜNSCHE

Wie das mit der Zukunft jetzt weitergeht? Er nickt, schweigt kurz und resümiert zunächst: „2019 war ein gutes Jahr für mich.“ Er hat eine Stelle als Projektleiter bei „Land der Kulturen“ bekommen, einer Organisation, die geflüchteten Menschen neue Perspektiven anbietet, sie kreativ und sozial fördert. Jetzt möchte er einen Master machen, eine Familie gründen, vielleicht eine kleine Wohnung kaufen. Sein Lebenslauf ist eine Liste an ehrenamtlichen Tätigkeiten, Projekten und verschiedenen Jobs. Beste Referenzen zum Durchstarten, Samh stehen viele Türen offen. Trotzdem hängen seine Träume nicht am Studium oder an einem bestimmten Beruf: „Ich baue mir gerade ein neues Leben auf.“ Und wie ist das eigentlich mit Syrien, plant er, dorthin zurückzukehren? Das ist derzeit



keine Option, ihm wäre es noch wichtig, einen Teil seiner Familie zu sich zu holen. „Am Anfang konnte ich oft nachts nicht schlafen. Es ist sehr schwer zu wissen, dass meine Familie gerade nicht in Sicherheit ist.“

VON DSDS ZU DAAD UND ZURÜCK ZU DSDS?

Am 21. November 2019 wurde Samh in feierlichem Rahmen mit dem DAAD-Preis ausgezeichnet. „Das war ganz groß für mich, ich habe am Abend vorher mit meiner Familie telefoniert.“ Der Preis wird an ausländische Studierende von deutschen Hochschulen verliehen und zeichnet ihr soziales Engagement aus. „Zuerst DSDS, dann DAAD. Das ist doch der Wahnsinn, was dieses Jahr alles passiert ist.“ Als Samh vor Dieter Bohlen auf der Bühne stand, hat es leider nicht für die nächste Runde gereicht. „Aber er hat mir sehr viel Mut gemacht und meine Stimme gelobt.“ Deshalb ist sich Samh auch sicher, dass er weiter Musik machen möchte: „Ich habe das schon einmal für meinen Vater aufgegeben, das mache ich nicht noch einmal.“ Er hat eine kleine Band gegründet, „und wer weiß, vielleicht seht ihr mich bald auf der Bühne von The Voice of Germany.“ ■ jr



■ www.daad.de





AUSTAUSCH ZWISCHEN JUNG UND ALT NACHKRIEGSGENERATION TRIFFT GENERATION Z

Die Gesprächspartner trennen 60 Jahre Altersunterschied. Beim Generationendinner in einem Münchener Seniorenheim erzählen die Studierenden von Flugscham und teuren WG's und die im Schnitt 83-jährigen Bewohner vom Reisen in den 50er-Jahren und verstorbenen Liebschaften. Doch obwohl so viel Zeit vergangen ist, haben die jungen und alten Menschen viel gemeinsam. In den zahlreichen Gesprächen an diesem Abend wird klar: Manche Dinge ändern sich nie.



Flugscham? „Das gab's bei uns noch nicht“, sagt die 90-jährige Vera interessiert. „Aber schön, dass man jetzt darüber nachdenkt“, ergänzt sie, während sie fein herausgeputzt die Serviette zur Seite legt. Sie glaubt trotzdem nicht, dass sich das Reiseverhalten junger Menschen dauerhaft ändern wird. „Dafür sind die Sehnsucht und Neugierde beim Reisen einfach zu groß.“ LMU-Medizinstudent Jonas ist zwar auch skeptisch, ob seine Generation jetzt weniger fliegen wird. Aber er bemerkt durch das neue Umweltbewusstsein durchaus auch Veränderungen an seinem Lebensstil. „Wenn ich ohne Tasche zum Einkaufen gehe, habe ich immer ein schlechtes Gewissen wegen der Plastiktüten“, erzählt der 22-Jährige seiner erstaunten Tischnachbarin.

Obwohl die einen im Münchener Glockenbachviertel wohnen und die anderen dort ausgehen, laufen sie sich selten über den Weg: Senioren und Studierende. Immerhin rund 60 Jahre Altersunterschied trennen sie. Gleichzeitig verbindet sie sehr viel – glaubten zumindest die Veranstalter des Generationen-Dinners im Ter-

tianum und luden jeweils zehn Münchener Studierende und zehn Residenzbewohner zum Austausch beim Abendessen ein. Die Idee dazu entstand, als im Rahmen des Projekts „Student in Residence“ eine Studentin in einem Konstanzer Tertianum gewohnt hat. Durch den Dialog sollen Vorurteile aus der Welt geschafft und ein Bewusstsein für die jeweils andere Altersgruppe entwickelt werden. Das offizielle Thema des Abends war „Fernweh – gestern, heute und morgen“.

Tatsächlich zeigte sich bereits bei der Vorspeise, dass Jung und Alt trotz des Altersunterschieds im Leben vor denselben Herausforderungen standen. Die 83-jährige Waltraud wollte als Studentin immer gern Reisen. „Ich habe aber nur 154 D-Mark im Monat verdient – und allein mein Zimmer hat 145 D-Mark gekostet“, erzählt sie. Hinzu kamen die Studiengebühren. Also habe sie in jeder freien Minute gejobbt. LMU-Theologiestudentin Melanie kennt das Problem. Sie hat einen 450-Euro-Job angenommen, um sich endlich ihre Reise nach Japan finanzieren zu können. Waltraud staunt. Sie ist damals nur bis nach Italien zum Gardasee gefahren. Das sei zu dieser Zeit eine kleine Weltreise gewesen. „Das macht man heute mit dem Flixbus“, sagt Melanie. Da müssen beide lachen.

WICHTIGSTE LEKTION: SICH ZEIT FÜR DIE WICHTIGEN DINGE NEHMEN

Es gibt aber auch die traurigen Momente. 1951 hat Waltrauds Mann ein Stipendium für die USA bekommen – damals eine Sensation. Eine ganz andere Zeit, erinnert sie sich. Waltraud wäre im Alter gerne noch einmal mit ihm zusammen nach New York gereist, aber dann ist er mit 62 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben, erzählt sie beim Hauptgang. Fahr doch allein, hätten die Kinder gesagt. Doch Waltraud wollte nicht mehr. „So etwas muss man mit seinem Partner machen“, sagt sie traurig. Melanie nickt. Die 28-Jährige wollte früher auch nie alleine reisen, aber dann habe sie ein Bali-Schnäppchen entdeckt und weil niemand Zeit hatte, sei sie einfach auf eigene Faust los. Waltraud ist beeindruckt.

Auch an den anderen Tischen spielt der Tod eine Rolle. Es ist aber kein trauriges Thema, oft leben die Frauen schon seit Jahrzehnten allein. Nur 20 Prozent der Bewohner sind Männer. Einer von ihnen hatte sich auch zum Generationendinner angemeldet, aber er ist an dem Abend krank. „Seitdem mein Mann gestorben ist, beschäftige ich mich mehr mit Politik, weil ich es nicht mehr von ihm ‚serviert‘ bekomme“, berichtet Vera. LMU-Student Jonas kennt das. Seitdem er nicht mehr zu Hause wohnt, muss er sich auch aktiv informieren. Ungewohnt war es am Anfang für ihn, dass seine Kommilitonen alle unterschiedliche politische Meinungen haben. „Bei uns in der Familie waren sich immer alle einig“, sagt er und lacht.

Obwohl die Teller abgeräumt sind und der offizielle Teil des Abends um 21 Uhr für beendet erklärt wird, bleibt Politik weiterhin Thema. „Die Parteien gleichen sich immer mehr an“, kritisiert Vera. An den Nachbartischen geht es um die Mietpreispolitik („Zu unserer Zeit hat ein Gehalt für die Miete ausgereicht“), die Vereinbarkeit von Kind und Karriere („Das war früher undenkbar“) oder um Migrationspolitik („Die passen sich zu wenig an“). Letztlich waren die Gesprächsinhalte aber nur zweitrangig. Auf einer Feedback-Karte der Ü80-Damen wird stehen: „Zu spüren, dass junge Leute noch Interesse an uns Älteren haben, macht uns glücklich.“ ■ dl



GENERATIONSÜBERGREIFENDES STUDIUM AN DER LMU

Es braucht kein Seniorenheim, damit jüngere und ältere Menschen an der LMU miteinander ins Gespräch kommen. LMU-Geschichtsstudentin Laura Fuchs zum Beispiel trifft sich regelmäßig mit Seniorenstudierenden auf einen Kaffee, zum Mittagessen oder auf ein Feierabendbier: „Dann wird geratscht und viel gelacht“, berichtet die 21-Jährige. Erzählungen aus vergangenen Tagen vermischten sich dabei mit aktuellen Themen und Tipps für das spätere Berufsleben. Auch LMU-Geschichtsstudent Felix Göppel ist der persönliche Austausch mit der älteren Generation wichtig. „Erstens können sie auf einen anderen Wissens- und Erfahrungsschatz zurückgreifen“, betont der 23-Jährige. „Zweitens erfährt man viel darüber, was Seniorenstudenten heute besonders interessiert oder beschäftigt.“

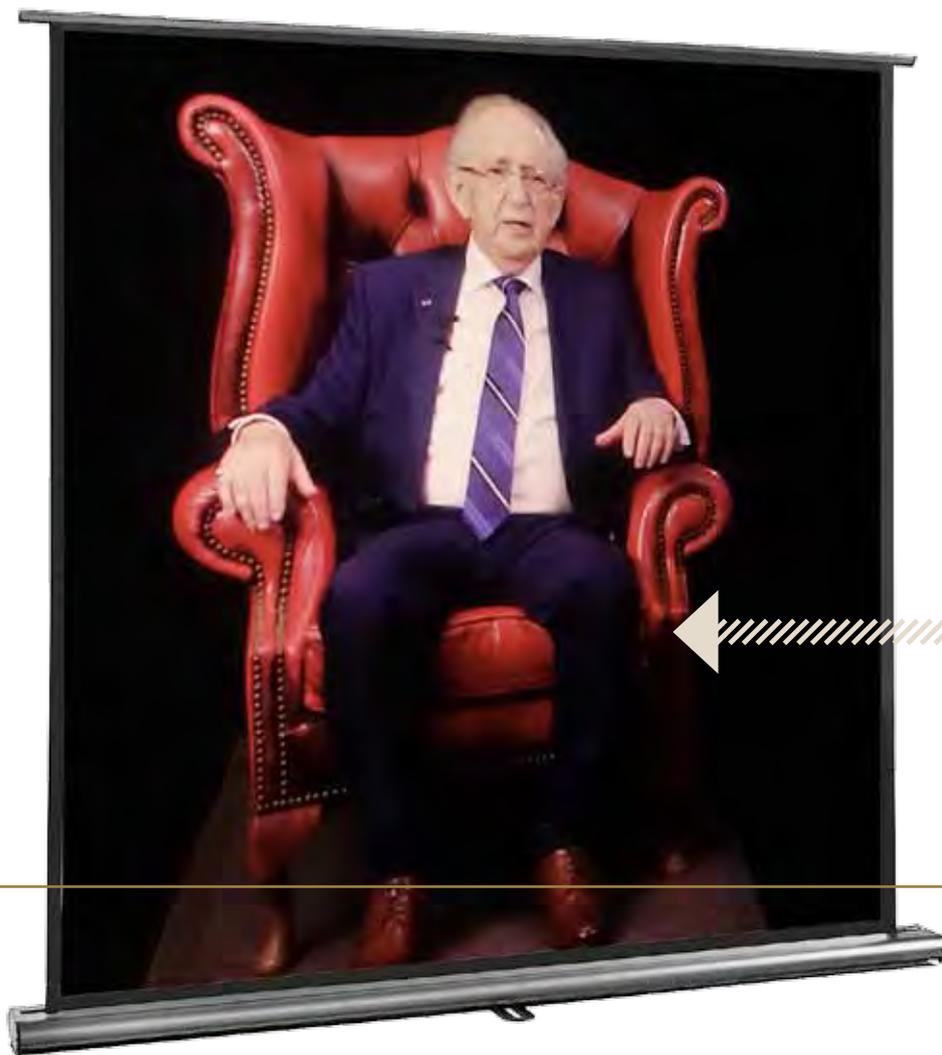
Doch an der LMU gibt es nicht nur Seniorenstudierende, sondern auch ältere Vollzeitstudierende. Einer von ihnen ist Horst Üblacker. Der 60-Jährige ist Bachelor-Student und Fachschaftsvertreter an der Fakultät für Biologie der LMU. Die Zusammenarbeit mit den jüngeren Studierenden läuft in seinen Augen hervorragend. Gerade wurden auf seine Initiative hin Hoodies mit LMU-Aufdruck in Auftrag gegeben. Kürzlich hat er sogar ein Deutschlandstipendium für eine jüngere Kommilitonin übernommen. Das Stipendienprogramm sorgt ebenfalls für einen generationsübergreifenden Austausch. Dietmar Holy zum Beispiel fördert Studentinnen mit Migrationshintergrund. Mit einer syrischen Studentin ist er trotz seiner 80 Jahre noch auf die Kampenwand in den Chiemgauer Alpen geklettert – Brotzeit inklusive.

◀ LMU-Theologiestudentin Melanie (28) hat viel mit ihrer 83-jährigen Gesprächspartnerin Waltraud gemeinsam

◀ Der 22-jährige Medizinstudent Jonas im Gespräch mit der 90-jährigen Seniorenheimsbewohnerin Vera



■ <https://kurzelinks.de/tertianum>



INTERAKTIVES ZEITZEUGENPROJEKT ZEUGNIS UND MAHNUNG FÜR JUNGE MENSCHEN

Es gibt bald keine Zeitzeugen mehr, wie sie jetzt noch in Schulen mündlich Zeugnis über den Holocaust geben und den Schülerinnen und Schülern Fragen beantworten können. LMU-Forscher und Forscherinnen haben deswegen in Zusammenarbeit mit dem Leibniz-Rechenzentrum (LRZ) der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ein Projekt gestartet, dank dessen zwei Überlebende des nationalsozialistischen Terrors auch künftigen Generationen von ihren Erlebnissen erzählen und Fragen beantworten.



▲ Abba Naor erzählt, wie sehr er und seine Familie unter dem Nationalsozialismus gelitten haben

Abba Naor hat in einem tiefen, mit rotem Leder bespannten Ohrensessel Platz genommen. Das Bild vermittelt Gemütlichkeit und Entspannung und der Betrachter könnte sich der Szene sogar ein kleines Beistelltischchen hinzudenken mit einem Glas guten Weins darauf.

Dabei ist das, was der 91-Jährige zu erzählen hat, alles andere als gemütlich und entspannend. Im Gegenteil: Es ist zutiefst verstörend zu hören, wie er als 13-Jähriger mit seiner Familie in das Ghetto von Kaunas in Litauen, seiner Geburtsstadt, eingesperrt wurde; wie er über das KZ Stutthof bei Danzig schließlich ins Dachauer Außenlager deportiert wurde, schwerste Zwangsarbeit leisten musste und kurz vor Kriegsende den Todesmarsch überlebt hat – zum Glück. Denn seine Geschichte ist nicht nur für junge Menschen Zeugnis und Mahnung zugleich und unbedingt wert, bewahrt zu bleiben. Zwar hat Naor dies in seinem Buch *Ich sang für die SS* festgehalten, darüber hinaus wird er, in seinem Sessel sitzend, künftigen Generationen auch dann noch die Fragen von jungen Menschen und Interessierten beantworten, wenn es ihn selbst gar nicht mehr gibt. Denn es ist eine 3D-Projektion von Abba Naor – ein sogenanntes interaktives digitales Zeugnis.



▲ Test des interaktiven Projektes im „Kino“ des Leibniz-Rechenzentrums

1.001 FRAGEN UND 80.000 VARIATIONEN

Dieses interaktive Zeugnis wurde von der Didaktik-Professorin der LMU Anja Ballis und ihren Kollegen Professor Markus Gloe und Professor Michele Barricelli in Zusammenarbeit mit dem Leibniz-Rechenzentrum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften initiiert und realisiert. Ende Januar 2020 präsentierten sie es der Öffentlichkeit. „Bisher gibt es vor allem in den USA und Großbritannien solche interaktiven Zeugnisse“, sagt Markus Gloe. „Wir brauchen sie aber in deutscher Sprache, weil es bei Schülerinnen und Schülern auch mit guten Englischkenntnissen immer eine Hemmschwelle gibt, Fragen in einer fremden Sprache zu stellen.“ Auch könnte die Hemmschwelle, einer realen Person Fragen zu stellen, die von dieser vielleicht als unangenehm empfunden werden könnten, bei dem virtuellen Zeitzeugengespräch wegfallen.

Insgesamt zwei Zeitzeugen konnten das Team der LMU überzeugen, an dem Projekt mitzuwirken. Neben Abba Naor stand Dr. Eva Umlauf für den Fragemarathon zur Verfügung. Die frühere Kinderärztin wurde im slowakischen Arbeitslager Nováky geboren. Das Vernichtungslager in Auschwitz hatte sie nur deswegen überlebt, weil die Massenvergasungen angesichts der anrückenden Roten Armee im Herbst 1944 kurz vor Umlaufs Eintreffen eingestellt worden waren. Sie war eines der letzten Opfer, der als kleinem Mädchen die berühmte Häftlingsnummer auf den Unterarm tätowiert wurde. Ihre Erlebnisse hat sie in dem Buch *Die Nummer auf deinem Unterarm ist blau wie deine Augen* festgehalten. Abba Naors Aussage zu dem Projekt ist deutlich: „Ich bin der Meinung, mit dieser Geschichte muss man sich auseinandersetzen, weil das, was mal geschah, wieder geschehen kann. Um das zu vermeiden, muss man darüber reden. Das ist meine Meinung. Wir sind ja nur ein kleiner Teil, aber unser Wissen werden wir nicht mitnehmen in unser Grab. Wir müssen es weitergeben und es gibt Leute, die bereit sind, sich damit zu beschäftigen. Chapeau!“



▲ Eva Umlauf war eines der letzten Opfer, denen die berühmte Häftlingsnummer auf den Unterarm tätowiert wurde



▲ Abba Naor inmitten des Teams vom Zeitzeugenprojekt

Rund 1.000 Fragen beantworteten Abba Naor und Eva Umlauf, während sie dabei per Stereoskopie für das 3D-Format gefilmt wurden. Das Filmen wurde in England durchgeführt, denn dort besitzt die „Forever Foundation“ die Expertise für die Realisierung solcher Projekte.

Für die 1.000 Fragen wurden rund 80.000 Fragevarianten erarbeitet. So soll erreicht werden, dass möglichst treffsichere Antworten generiert werden.

Die Technik hierzu basiert auf einem System, das Florian Duda – ein Mitarbeiter von Anja Ballis – entwickelt hat. Über Dialogflow, eine Plattform für dialogorientierte Kommunikation, werden Fragen mit möglichen Antworten in Verbindung gebracht und dann die entsprechende Videosequenz abgespielt.

„Variationen einer Frage bergen die Gefahr, sich von der Ausgangsfrage zu weit zu entfernen“, sagt Professorin Anja Ballis. Deswegen werde im Backend des Systems immer noch von Menschenhand kontrolliert, ob eine Antwort zur Ausgangsfrage passe.

ZEUGNISSE BEWAHREN UND INTERAKTIV ERSCHLIESSBAR MACHEN

Die Projektverantwortlichen sind froh, dass sie auf das Know-how und die technische Ausstattung des LRZ zurückgreifen können. Hier sind Rechner- und Speicherleistung verfügbar, um die Daten zu archivieren und verfügbar zu halten. Vor allem gibt es die erforderlichen technische Expertise, denn „es können viele Fehler passieren, wenn man hochqualitative Filme mit stereoskopischer Anwendung produziert“, weiß Daniel Kolb, am LRZ zuständig für Visualisierung und Virtual Reality. Deswegen sei die Testung der Filme enorm wichtig. Die dafür erforderliche Umgebung, ein kleines Kino, bieten Kolb und seine Kollegen neben der notwendigen Beratungs- und Wartungsleistung. Und Kolb ist nicht wenig stolz darauf, dass die gesamten 30 bis 40 Stunden an Rohmaterial am LRZ gehostet werden: „Wir haben die Datenhoheit. So können wir zum Beispiel auch sehr leicht deren Korrektheit beweisen, sollte diese mal infrage gestellt werden“, sagt der IT-Spezialist.

Natürlich gibt es neben den Zeitzeugengesprächen auch andere Formate – Bücher etwa, wie die von Abba Naor und Eva Umlauf, oder auch Oral-History-Interviews. „Der Bereich der Mündlichkeit wird aber immer wichtiger“, weiß Anja Ballis, was auch durch den Trend der

Digitalisierung an den Schulen und der damit verbundene Möglichkeit der Interaktion und Individualisierung forciert werde. „Das interaktive Zeitzeugengespräch ist ein Teil der Überlieferung, wie andere Zeugnisse auch. Unsere Aufgabe ist es, ihre jeweiligen Vor- und Nachteile auszuloten und zu überlegen, wie sie sinnvoll im Unterricht einzusetzen sind.“ Ein Vorteil des Zeitzeugengesprächs ist dabei sicherlich, dass Geschichte aus der Sicht der betroffenen Personen unvermittelt und „authentisch“ erlebbar wird.

Künftig sollen Schulen mit einem mobilen Technik-Rack nebst Leinwand besucht werden, um den Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit eines Zeitzeugengesprächs zu bieten.

Abba Naor hat durch die Nationalsozialisten alles verloren – vor allem seinen älteren Bruder, seinen Beschützer aus Kindertagen. Dieser Verlust schmerzt ihn bis heute, und er stellt sich manchmal mit geschlossenen Augen vor, wie ein Festtagstisch der Familie aussehen würde, hätten alle überlebt und alle Enkel und Urenkel wären dabei... Auf die am häufigsten gestellte Schülerfrage „Haben Sie Hitler getroffen?“ kommt denn auch eine klare Antwort vom „virtuellen“ Abba Naor: „Nein, leider nicht. Ich hätte ihn erwürgt.“ ■ cg





Schnelle und wirkungsvolle Förderung von Forschung und Lehre an der Ludwig-Maximilians-Universität – das ist unser Engagement. 1922 gegründet, sind wir nicht nur eine der ältesten Fördergesellschaften Deutschlands, sondern auch eine der größten.

Helfen Sie mit! Werden Sie Mitglied oder helfen Sie mit einer Spende. Der Mitgliedsbeitrag ist steuerlich genauso absetzbar wie jede Spende. Ein höherer Betrag als der Mindestbeitrag ist uns natürlich sehr willkommen.

Als Mitglied erhalten Sie:

- einen Bildband über die Geschichte der LMU München
- die Forschungszeitschrift Einsichten
- den Jahresbericht unserer Gesellschaft
- die Möglichkeit zur Teilnahme an Veranstaltungen der Universitätsgesellschaft und der LMU
- regelmäßige Berichte zur aktuellen Entwicklung der Ludwig-Maximilians-Universität

Münchener Universitätsgesellschaft e.V.
 c/o DSZ – Deutsches Stiftungszentrum
 Widenmayerstraße 10 • 80538 München
 Tel.: +49 89 3302916-22 • Fax: +49 89 283774
 E-Mail: info@unigesellschaft.de
www.unigesellschaft.de



1. Ich spende einen einmaligen Betrag von €

2. Ich möchte Mitglied werden mit einem Jahresbeitrag von €

Mindestmitgliedsbeiträge:

- Einzelpersonen € 60,-
- Studenten € 20,-
- Juristische Personen, Firmen und Personenvereinigungen € 500,-

Titel / Name: Vorname:

Straße:

PLZ/Ort:

E-Mail:

Geburtsdatum/Geburtsjahr:

Datum: Unterschrift:

Ich interessiere mich für das Seniorenstudium an der LMU. Bitte senden Sie mir künftig das Vorlesungsverzeichnis zum Seniorenstudium zu.

Münchener Universitätsgesellschaft e.V.
 c/o DSZ – Deutsches Stiftungszentrum • Widenmayerstraße 10 • 80538 München

Bankverbindung UniCredit Bank AG IBAN: DE74 70020270 5804002636 BIC: HYVEDEMMXXX





ANGLIST HANS-JÖRG SCHMID ERFORSCHT WORTSCHÖPFUNGEN „HANGRY, BREXIT UND UNFOLLOW“

Anglizismen sind aus dem Deutschen nicht wegzudenken. Viele dieser Wörter sind auch im Englischen neu und erst dabei, sich zu etablieren. Professor Hans-Jörg Schmid und seine Kollegen am Lehrstuhl für Moderne Englische Sprachwissenschaft der LMU erforschen diesen Prozess.

MUM: Herr Professor Schmid, gerade ist an Ihrem Lehrstuhl eine Forschungsarbeit zum Thema Anglizismen abgeschlossen worden. Worum ging es darin?

Schmid: Meine Doktorandin Sabrina Link hatte sich allgemein mit der Akzeptanz von Neologismen, also jungen Wortschöpfungen, befasst. Ein Teilaspekt ihrer Online-Studie mit 150 Teilnehmern war, ob es für Sprecher des Deutschen einen Unterschied macht, ob die Neuschöpfung mit den Mitteln der deutschen Sprache gebildet wurde – wie Digitalfalle, Ghettoaust oder Schwarmstadt – oder ob sie ein Anglizismus wie Imageboost, Egosurfer oder Foodtruck ist.

MUM: Was waren die Ergebnisse?

Schmid: Überraschenderweise gab es keinen signifikanten Unterschied zwischen den beiden Wortgruppen – vermutlich wegen der vornehmlich jüngeren Teilnehmer. Außerdem bestätigten sich in der Studie die Faktoren für die Akzeptanz von Neologismen, die wir zuvor schon für Wortschöpfungen im Englischen selbst feststellen konnten: Erstens die „Effizienz“, also die Einschätzung, ob das Wort treffend ist, zweitens sein „Appeal“, also der ansprechende Klang und auch ansonsten die Gefälligkeit, und drittens die Transparenz, also die gut erkennbare interne Struktur und Bedeutung eines Wortes. Dazu kommen natürlich noch soziale Faktoren wie das Prestige derer, die das Wort früh benutzen.

MUM: Grundsätzlich befassen Sie sich am Lehrstuhl nicht mit Anglizismen, sondern mit Wortschöpfungen im Englischen selbst. Welche gibt es zum Beispiel?

Schmid: Unsere Neologismen reichen von mittlerweile sehr bekannten, wie Brexit oder Selfie, bis zu neueren, die erst auf dem Weg sind, breiter akzeptiert zu werden oder das letztendlich gar nicht schaffen



▲ Professor Hans-Jörg Schmid

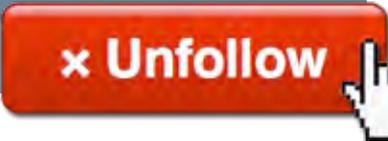




werden: overtourism etwa oder man bun – die Bezeichnung für einen von Männern getragenen Dutt. Eines meiner Lieblingswörter ist hangry, die Verschmelzung von hungry und angry: ein Zustand, in dem man vor Hunger schon wütend ist. Wenn Wörter ein zu begrenztes Verwendungsprofil haben, können sie sich oft nicht allgemein durchsetzen: die Bezeichnung roofvertising zum Beispiel für Werbung, die man vom Flugzeug aus auf Hausdächern etwa um London-Heathrow sehen kann.

MUM: Wie erforschen Sie solche Wortschöpfungen?

Schmid: Die beiden großen Herausforderungen sind es, sie erstens möglichst früh zu registrieren und zweitens ihre Entwicklung systematisch weiterzuvorforschen. Wir haben ein Recherche-Tool entwickelt, das beides kann: Eine Komponente ermittelt im Internet neue Wörter und vergleicht sie mit unserer riesigen Datenbank aus Lexika und Wikipedia-Material. Anhand typischer Buchstabenfolgen wird dabei überprüft, ob es sich um ein englisches Wort handelt. Neu identifizierte Wörter überprüfen wir nochmals manuell und geben sie in unsere Datenbank ein. Die zweite Komponente unserer Software sucht das Internet mithilfe von Google wöchentlich nach neu hinzugekommenen Seiten mit diesen Wörtern ab und liefert einen Frequenzverlauf sowie sprachliche Daten. So können wir die Entwicklung eines Wortes auch im Nachhinein sprachwissenschaftlich analysieren – etwa im Hinblick auf Bedeutung und Verbreitung. Das Verb to detweet etwa hat seit seiner Schöpfung mehrere konkurrierende Bedeutungen. Die besten Chancen hatte eine Zeit lang die Bedeutung ‚sich ausloggen‘, die aber bis heute im Wettstreit mit ‚einen Tweet löschen‘ und ‚mit Missbilligung retweeten‘ steht.



MUM: Welche Bedeutung spielt das Internet bei der Schöpfung neuer Wörter?

Schmid: Soziale Medien sind ein starker Faktor für ihre Verbreitung, der sie auch beschleunigt hat. Benutzerbetriebene Webseiten zu Neologismen wie „Urban Dictionary“ tragen dazu bei. Allerdings diffundieren solche im Internet generierten Wörter nicht unbedingt

in die mündliche Alltagssprache und alle Teile der Sprachgemeinschaft, zu älteren Menschen auf dem Land etwa. In dieser Bevölkerungsgruppe etablieren sich Neologismen eher über die klassischen Medien wie Print, Radio und Fernsehen, vor allem aber durch persönliche Gespräche.

MUM: Warum bedienen Sprachen wie das Deutsche sich bei der Schöpfung neuer Wörter so gerne der englischen Sprache?

Schmid: Die Dominanz des Englischen hat sicher nichts mit seinem Wohlklang oder dergleichen zu tun, sondern mit der Machtstellung Großbritanniens und heute vor allem Amerikas, sei es in Wirtschaft, Wissenschaft, Militär oder nicht zuletzt der Pop-Kultur. Mit Innovationen in diesen Bereichen gehen auch neue Wörter einher.

MUM: Im Gegenzug wird der Koch im Englischen heute chef genannt – als Kürzel von französisch chef de cuisine – und das Kirschwasser schlankerhand kirsch.

Schmid: Ironischerweise ist es seit Jahrhunderten ein Kennzeichen des Englischen, neue Wörter aus anderen Sprachen zu übernehmen. Dabei wird aber auch „lehnübersetzt“. Der metaphorische earworm zum Beispiel ist eine Übertragung des deutschen Ohrwurm. Das Englische teilt zwar kräftig aus, hat aber immer auch sehr stark andere Spracheinflüsse in sich aufgesogen. Und ich denke, auch gerade durch diese Offenheit ist das Englische neben den genannten Faktoren so stark geworden.

MUM: Anglizismen haben einen eher schlechten Ruf. Wie sehen Sie das als Sprachwissenschaftler?

Schmid: Ich teile die Angst vor den Anglizismen nicht, da ich denke, dass die deutsche Sprache sich im Kern gut behaupten kann. Nehmen Sie zum Beispiel die Bildungen Cyber-Krieg und Cyber-Attacke – nicht etwa cyber-war und cyber-attack. Es ist ein Kennzeichen einer modernen, vitalen Sprache, sich mit Wortschöpfungen weiterzuentwickeln – aus sich selbst, aber auch aus anderen Sprachen.

■ Interviews: ajb



■ www.anglistik.lmu.de/abteilungen/sprachwissenschaft





30 JAHRE POESIE IM LYRIK KABINETT

LYRISCHE GRUNDVERSORGUNG FÜR MÜNCHEN UND DIE WELT

Versteckt in einem Hinterhof der Münchener Amalienstraße, fernab vom Lärm der Bars und Cafés liegt ein kleines, aber feines Universum, das europaweit seinesgleichen sucht. Das Lyrik Kabinett – ein ganz und gar der konzentriertesten aller literarischen Gattungen gewidmeter Ort – hat hier, auf einem Grundstück der LMU, seinen Sitz. Bereits 30 Jahre prägt es die Literatur- und Kulturszene der Stadt – und die Universität, mit der es in einer besonders engen Beziehung steht.

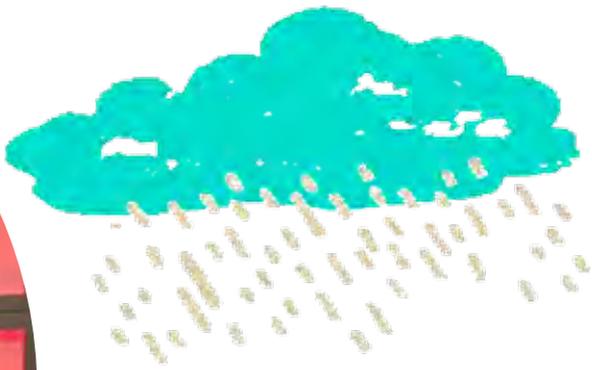


Dieses Haus für Poesie, das sich als weltoffener und neugieriger Ort versteht, ist ein Haus der seelischen Nahrung, aber auch der physischen Begegnung. Über 45 Lesungen finden pro Jahr statt – in deutscher und in vielen weiteren Sprachen, von Arabisch über Chinesisch und Dänisch bis hin zu Vietnamesisch. Seit 15 Jahren werden sie für die Nachwelt aufgezeichnet, auch ältere Jahrgänge sind im Archiv zu finden. Unter den Lesenden sind Georg-Büchner- und Nobelpreisträger, deutsche und fremdsprachige, bekannte und unbekannte Autorinnen und Autoren. Seit Dezember sind einige dieser Lesungen – unterschiedlich lang im Poesiezentrum gereift und nun wie guter Wein entkorkt – auf dem Portal www.dichterlesen.net zu hören. Nach und nach wird das Lyrik Kabinett einen Teil seines beeindruckenden Lesungsarchivs online zugänglich machen. Alle 1.200 Lesungen, die seit 1989 dort stattfanden, sind zudem in der Jubiläumsanthologie *Im Grunde wäre ich lieber Gedicht* verzeichnet.

„Hinter dem Kabinett – der Bibliothek – steckt die Idee einer Sammlung, die nach einer gewissen Systematik verschiedene Sprachen, Stile und Autoren sammelt, um die unterschiedlichen Ausprägungen von Gedichten festzuhalten“, erklärt der Geschäftsführer der Stiftung Lyrik Kabinett, Dr. Holger Pils. „Und dadurch, dass wir über einen längeren Zeitraum auch Veranstaltungsmitschitte sammeln, legen wir eine Art fortlaufendes Archiv der Gegenwartslyrik an. Gleichzeitig ist es ein sehr lebendiger Ort, weil es stark auf die Vermittlung setzt – und auf die Begegnung von Menschen“, führt er weiter aus. Die Besonderheit des Lyrik Kabinetts habe auch etwas mit der Lyrik selbst zu tun, die in seinen Augen stärker als andere Gattungen von internationalen Beziehungen und vom Sprachkontakt lebe.

„Wir sammeln natürlich auch retrospektiv – das ganze 20. Jahrhundert und auch frühere Epochen. So können wir Zusammenhänge sichtbar machen, und zwar nicht nur in der deutschsprachigen, sondern auch in der internationalen Lyrik. Die verschiedenen Arbeitsfelder greifen ineinander: Wir sind nicht eine reine Bibliothek, wir sind nicht ein reiner Veranstalter, wir sind kein Verlag, aber wir kümmern uns um die





„Jeder gesunde
Mensch kann leicht
zwei Tage ohne
Nahrung leben
– ohne Poesie –
niemals!“

Charles Baudelaire

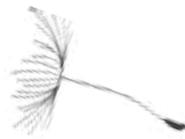
Lyrik in all diesen Bereichen“, fasst Holger Pils zusammen. Es ist eine kontinuierliche Tätigkeit, die das Team der zweitgrößten Lyrikbibliothek Europas mit Hilfe der Stifterin Ursula Haeusgen ausführt. Für diese „charmante und erfolgreiche“ Vermittlung von Poesie zeichnete die Stadt München das Kabinett 2003 mit dem Schwabinger Kunstpreis aus. Zwei Jahre später wurde Ursula Haeusgen zur Ehrensenatorin der LMU ernannt.

LMU UND LYRIK KABINETT: EINE BESONDERE GESCHICHTE

„Die Kooperation mit der LMU ist fast so alt wie das Lyrik Kabinett selbst“, betont Holger Pils. Als Ursula Haeusgen ihre Buchhandlung schloss und einen Verein gründete, brauchte sie ein Domizil für die Bibliothek. Hilfe musste her, also wurden die Lyrik-Bände und Künstlerbücher in der Schellingstraße 3 bei der Komparatistik untergebracht, wo Professor Hendrik Birus Räume organisierte. Damit wurde die Bibliothek zur Nutzung für die Studierenden geöffnet. 2005 stellte die Universitätsleitung das heutige Grundstück zur Verfügung, Ursula Haeusgen baute aus eigenen Mitteln das Haus darauf – ein Haus aus Glas, das dem durchlässigen und zugleich zerbrechlichen Charakter der Dichtung gerecht wird.

Verstetigt wurde die Kooperation mit der LMU durch die Nutzung der Bibliothekskataloge. Aus eigenen, privaten Mitteln schafft das Lyrik Kabinett Bücher an – inzwischen 63.000 an der Zahl – und speist den Bestand in den OPAC der Universitätsbibliothek ein. „Wir nutzen die Kataloginfrastruktur, damit der Bestand auch über Verbundkataloge weltweit gefunden werden kann“, erklärt Holger Pils. Gerade die internationalen Lyrikbände sammelte außer dieser wissenschaftlichen Spezialbibliothek sonst kaum jemand. Die Verbindung mit der LMU nennt er „eine wirklich besondere Geschichte“.

Das Kabinett profitiert von der Nähe zu den literatur- und kulturwissenschaftlichen Instituten und ihren Studierenden sowie von der Expertise der Hochschullehrer als Moderatoren und Experten. Der Germanist Professor Frieder von Ammon erinnert sich an seine erste Erfahrung: „Im Wintersemester 2000/2001 gab ich ein Seminar zum Sonett. Ich wollte den Studierenden zeigen, dass das keine museale Form ist. Wir haben Durs Grünbein eingeladen und konnten die Veranstaltung mit Hilfe von Ursula Haeusgen finanzieren: Mittags kam er in mein Seminar an der Uni, abends las er im Lyrik Kabinett.“ Den Beginn seiner Kooperation mit dem Kabinett nennt er einen „Glücksfall“ – und betont: „Es ist auch der Geist von Ursula Haeusgen, der das Ganze prägt – und der Geist ist geprägt von einer unglaublichen Offenheit.“



Einmal im Monat verwandelt sich das Lyrik Kabinett in eine leuchtende Clublandschaft, ein DJ wechselt sich mit Spoken-Word-Poetinnen und -Poeten ab – „Bewegung“ ist bei der Reihe „Poetry in Motion“ Programm.

„MAN MUSS JA PRIORITÄTEN SETZEN“

Viele Besucher scheinen eine ganz besonders prägende Geschichte mit dem Kabinett zu verbinden. Der Mitarbeiter des Instituts für Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU Hans Peter Schuster erzählt, wie er die rumänische Dichterin Ana Blandiana vom Flughafen abholte und zu ihrer Lesung im Lyrik Kabinett brachte. „Plötzlich stand diese Frau in Fleisch und Blut vor mir!“ erzählt der gebürtige Siebenbürger Sachse, ergriffen von der Erinnerung, die ihn in das Jahr der Lesung, aber auch in die dunklen Zeiten von Ceauscus Herrschaft katapultiert, in denen Dissidenten wie Blandiana Mut und Hoffnungsschimmer spendeten.

Auch die Studentin Janina Bodendörfer berichtet von einem unvergesslichen Erlebnis im Lyrik Kabinett. Bei einer Lesung von Jan Wagner hatte sie die Qual der Wahl: Ihr restliches Geld reichte gerade für ein Abendessen oder das Buch des Lesenden. Sie entschied sich für den Kauf des Buchs. „Er hat es signiert und ich habe mich sehr gefreut!“, erzählt sie mit leuchtenden Augen. „Man muss ja Prioritäten setzen“, fügt sie mit einem Lachen hinzu. Also doch wie beim französischen Dichter Baudelaire: Lyrik als Nahrung? „Wir leisten die Grundversorgung“, so Holger Pils mit einem Augenzwinkern. ■ ee



■ www.dichterlesen.net
■ www.lyrik-kabinett.de



MAGIE IN DER THEATERWISSENSCHAFT

EIN ZAUBERHAFTES SEMINAR



Er lässt Tische schweben, liest Gedanken und weiß sogar, wie man einen Elefanten verschwinden lässt. Max Schneider ist Zauberkünstler und trat schon in Hong Kong und Las Vegas auf. Im kommenden Sommersemester tauscht er allerdings die Bühne gegen den Vorlesungssaal. An der Fakultät für Theaterwissenschaften wird er als erster Zauberkünstler ein Seminar halten.

„Ich dachte mir: ‚Oh Gott, bitte nicht!‘“ Als einer seiner Studenten Professor Michael Gissenwehner nach einem Vortrag über chinesisches Theater sagte, dass er nach China gehen werde, um als Zauberkünstler aufzutreten, war der LMU-Professor entsetzt. „In China ist die Zauberei eine Staatsindustrie. Dort zu beeindruckten, ist fast unmöglich“, erzählt der Theaterwissenschaftler. Heute, elf Jahre später, kommt eben jener Student wieder zurück an die LMU. Er ist schwer bepackt, hat einen großen Metallkoffer in der Hand und gleich mehrere Bilderrahmen unter den Arm geklemmt. Es ist Anschauungsmaterial, denn Max Schneider bereitet sich auf seinen ersten Lehrauftrag vor.

Schneider ist ausgebildeter Schauspieler und studierte selbst Theaterwissenschaft an der LMU. Der ehemals hoffnungsvollste Nachwuchszauberkünstler Deutschlands war in China allen Umständen zum Trotz erfolgreich und gewann sogar einen Magic Grand Prix in Hongkong. Seit 2013 verdient er als Zauberkünstler hauptberuflich seinen Lebensunterhalt. Er ist stolz auf seinen Beruf, denn der blickt auf eine lange Tradition zurück. „Zauberei im Theater ist kein neues Phänomen“, erzählt Max Schneider und holt mehrere dicke Wälzer aus seinem Rucksack hervor. Er schlägt einen auf, trifft direkt die richtige Seite und deutet mit dem Finger auf eine Abbildung. „Das ist die erste überlieferte Zaubershow. 2500 vor Christus erweckte der Hofmagier Dedi vor den Augen des Pharaos eine geköpfte Gans wieder zum Leben und ließ sie durch den Saal laufen.“

Die lange Geschichte der Magie im Theater ist auch Forschungsgegenstand von Professor Gissenwehner. Deswegen überlegte er sich immer wieder, wie er die Zauberei gebührend zum Unterrichtsgegenstand machen könnte. Als sich Schneider und der



Theaterwissenschaftler dann zehn Jahre nach der Vorlesung im Jahr 2008 an der LMU zufällig wieder in die Arme liefen, machte er Nägel mit Köpfen und Schneider ein Angebot: „Wenn jemand ein Seminar über Zauberei halten kann, dann doch Schneider, der Theorie und Praxis in- und auswendig kennt“, erklärt Gissenwehner.

MAGIE IN DER LEHRE

Aber wie kann man sich ein Seminar über Zauberkunst vorstellen? Lernen die Studierenden, wie man sich aus einer Zwangsjacke befreit, während man über einem Haifischbecken baumelt? „Ich werde zwar den ein oder anderen Trick vorführen“, schmunzelt Schneider. „Aber auch theoretisch ist die Magie in der Theaterwissenschaft interessant. Beispielsweise das Verhältnis des Zauberkünstlers zu den Requisiten.“ Während Objekte im klassischen Theater eher eine hintergründige Rolle einnehmen, rücken sie bei Zaubervorstellungen in den Vordergrund. „Es ist quasi die Gegenbewegung zum zeitgenössischen Theater mit immer minimalistischeren Bühnenbildern“, so Gissenwehner.



▲
„Tischlein, heb dich!“ Max Schneider hält an der LMU ein Seminar über Zauberkunst.

Dass der richtige Umgang mit Requisiten nicht nur essenziell, sondern gar lebenswichtig ist, beleuchtet Schneider anhand einer Geschichte. Er hält einen der großen Bilderrahmen vor seine Brust. Das Bild zeigt Chung Ling Soo, der eigentlich William Ellsworth Robinson heißt. Der amerikanische Magier starb 1918 auf dem Gipfel seiner Karriere, als eine Bühnenwaffe falsch auslöste und ihn vor Publikum tödlich verwundete. „Auch diese Geschichten werden es in mein Seminar schaffen. Die Geschichte der Zauberkunst ist nicht nur lehrreich, sondern auch spannend“, sagt Schneider. Es steht aber noch mehr auf dem Lehrplan. „Auch die Interaktion des Zaubers mit dem Publikum ist einzigartig“, bemerkt Gissenwehner. Während in anderen Theaterformen das Durchbrechen der Vierten Wand, das Einbeziehen des Publikums, eine Besonderheit ist, lebt die Zauberkunst davon. Denn viele Kunststücke funktionieren nur, weil der Magier die Zuschauer im richtigen Moment ablenkt. „Mit welchen Mechanismen die Aufmerksamkeit der Zuschauer gesteuert wird und welchen Regeln die Interaktion mit ihnen folgt, werden wir wissenschaftlich untersuchen.“ Dazu kommen noch die Ethik des Zauberns, Großillusionen und weitere Themen, die auch aus *Harry Potter* stammen könnten.

EIN LEBEN VOLLER ZAUBEREI

Max Schneider beschreibt die Zauberkunst als eine „zielgerichtete Irreführung der Zuschauer“. Ein Handwerk, das einiger Übung bedarf. Bereits mit acht Jahren begann seine Zauberkarriere. Wie viele Kinder in seinem Alter bekam er von seinen Eltern einen Zauberkasten geschenkt, doch im Gegensatz zu vielen anderen Kindern ließ ihn die Zauberei nie wieder los. „Mein Vater war Ingenieur und selbst Hobbyzauberkünstler. Die Bastelei und Magie hat uns verbunden und wahrscheinlich hat er mich deswegen

die ganze Zeit so tatkräftig unterstützt“, erinnert er sich zurück. Sie gingen zusammen zu Auftritten und Schneider machte schließlich eine zweijährige Ausbildung zum Bühnenzauberer beim Magischen Zirkel Deutschland.

Durch seine mittlerweile 25-jährige Zaubererfahrung profitiert Schneider von einem Netzwerk in aller Welt. Seit seinem zwölften Lebensjahr unterstützen ihn Siegfried und Roy mit Rat und Tat. Er lernte die beiden Zaubererlegenden kennen, als er mit seinem Vater auf einem Kongress auftrat, einer Art Messe für Zauberkünstler. Außerdem kann er auf die Ressourcen des Magischen Zirkels und die Bibliothek des Magic Castle in Los Angeles zugreifen. Zutritt zu diesem exklusiven Ort hat nur ein auserlesener Kreis von Mitgliedern. Durch Schneider profitieren erstmals auch LMU-Studierende von den vielen Raritäten der Bibliothek: „Dort habe ich viel Material für mein Seminar sammeln können, das es sonst nirgends gibt.“

„Zaubern VERBINDET UNS WIEDER MIT UNSEREM INNEREN KIND“

Es gilt allerdings noch den Elefanten im Raum verschwinden zu lassen: Darf Schneider überhaupt so viel Insiderwissen teilen? Ist das nicht eigentlich Trickverrat? „Trickverrat wäre es nur, wenn ich meine Kunststücke für das Fernsehen oder eine Zeitung erklären und mein Wissen so unmittelbar der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen würde. Vor Fachpublikum ist es in Ordnung. Das ist dann kollegiale



▲ Verrat von Tricks geht gar nicht

Unterstützung“, stellt Max Schneider klar. Deswegen berät er auch immer wieder Theater, wenn es um Special Effects oder bestimmte Tricks geht.

Während er noch spricht, öffnet Schneider dann endlich den großen eisernen Koffer zu seinen Füßen und holt mehrere hölzerne Teile daraus hervor. Mit wenigen Handgriffen setzt er einen Tisch zusammen. Ein Ruck – und der Tisch schwebt einen Meter über dem Boden. Kein Faden sichtbar, kein unsichtbares Standbein zu ertasten. Erklären, wie das funktioniert, will der Zauberkünstler nicht. „Zauberei und das Staunen verbinden uns wieder mit unserem inneren Kind“, lacht der 33-Jährige. Deswegen empfiehlt er, einfach mal eine Vorführung zu besuchen. Denn in seinen Augen gilt: „Nach einer Stunde Live-Zauberei ist man ein neuer Mensch.“



Krankenhaus
St. Josef Braunau

franziskanerinnen
vöcklabruck

Arzt / Ärztin in Weiterbildung

Wir sind ein mit dem **Landesfamilienpreis FELIX FAMILIA** ausgezeichnetes Ordenskrankenhaus der Franziskanerinnen von Vöcklabruck.

- 1500 MitarbeiterInnen
- 382 Betten



St. Josef Braunau – mit vielen Vorteilen

- beste Lernchancen und Ausbildung auf aktuellstem medizinischen Stand
- ein vielfältiges, anspruchsvolles Aufgabengebiet mit Entwicklungschancen
- verschiedene Fachbereiche: Anästhesiologie, Augenheilkunde, Chirurgie, Gynäkologie/Geburtshilfe, Hals/Nasen/Ohren, Innere Medizin, Kinder- und Jugendheilkunde, Psychiatrie und Psychotherapeutische Medizin, Radiologie, Orthopädie und Traumatologie
- selbstverantwortliches Arbeiten
- Unterstützung durch Tutoren-System
- attraktive & familienfreundliche Arbeitszeiten
- umfangreiche Sozialleistungen (z.B. ganzjährige Kinderbetreuung „rund um die Uhr“)
- günstige Wohnmöglichkeiten
- Natur & Kultur – im Dreieck München - Passau – Salzburg

St. Josef Braunau – es lohnt sich!

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung per Mail an bewerbung@khbr.at oder an **Dr. Helene Mayerhofer**, Leitung Personalmanagement, **A. ö. Krankenhaus St. Josef Braunau GmbH**, A-5280 Braunau, Ringstraße 60.



Weitere Informationen auf unserer Homepage unter www.khbr.at/karriere oder durch Herrn Prim. Dr. Johann Schöppl – Ärztlicher Leiter Krankenhaus St. Josef Braunau, Tel. +43 7722 804-8002

offen.engagiert - Begegnung & Nähe



CARBON REDUCED CONFERENCE FÜR DIE UMWELT UND GEGEN DEN JETLAG

Wissenschaftliche Konferenzen sind organisatorische Herausforderungen. Es gilt, Forscherinnen und Forscher aus aller Welt an einem Ort zu versammeln. Für viele Teilnehmer ist ein Langstreckenflug da die einzige Option. „Ein unfassbarer Zeitaufwand und eine vermeidbare Umweltbelastung“, sagt Professor Martha Merrow. Ihr neues Konferenzformat soll diese Probleme lösen.

2.300 Kilogramm – das ist laut der Webseite Atmosfair das „klimaverträgliche Jahresbudget“ an CO₂ eines einzelnen Menschen. 2.876 Kilogramm – das ist der CO₂-Fußabdruck, den ein Forscher hinterlässt, wenn er von Harvard nach München und wieder zurückfliegt. Professor Martha Merrow entschloss sich, damit Schluss zu machen, als sie wieder eine Flut an Einladungen zu wissenschaftlichen Tagungen erhielt: Frankreich, Israel, Japan – 390, 1.149, 4.876 Kilogramm. Ihre Idee: eine Konferenz, zu der möglichst wenige Leute anreisen müssten.

In den Tagen vor der Tagung stieg das Stresslevel, denn das Interesse auch außerhalb ihres Fachgebiets war groß. Dabei ist das Prinzip der CARE-Konferenzen schnell erklärt: Es gilt einfach, so wenig CO₂-Ausstoß wie möglich zu produzieren. „Unser erster Ansatz war deshalb, die Konferenzteilnehmer zu bitten, so CO₂-arm wie möglich anzureisen“, erklärt die Chronobiologin. „Das wurde durchweg gut aufgenommen. Ein Wissenschaftler plante sogar, mit dem Rad aus Frankfurt anzureisen.“

Aber Martha Merrow geht es nicht allein ums Klima. Als Chronobiologin hat sie auch fachliches Interesse daran, Flugreisen zu vermeiden: „Für ein paar Tage um die halbe Welt zu reisen, bringt die innere Uhr komplett durcheinander.“ Gerade weil sich der Körper in der kurzen Zeit weder in die eine Richtung noch in die andere an die Zeitumstellung gewöhnen könne, seien Kurztrips doppelt anstrengend für den Organismus. „Die Auswirkungen sind Müdigkeit und Konzentrationsschwäche, gerade wenn man leistungsfähig sein müsste“, so Merrow.



► Die Übertragung von verschiedenen Standorten auf der Welt mittels „Virtual Hubs“ funktionierte in beide Richtungen

LIVE AUS DER GANZEN WELT

Spätestens der Atlantik macht allerdings jegliche Rad- oder Bahnreisen unmöglich. Also doch mit dem Flugzeug? Ausschließen wollte Merrow natürlich niemanden, denn gerade vom internationalen Austausch leben wissenschaftliche Konferenzen. „Die Chronobiologie hat viele Schnittstellen. Insbesondere die Medizin, aber auch die Wirtschaft interessiert sich für unsere Erkenntnisse“,

erzählt die Forscherin. „Deswegen wollten wir trotz unseres selbst auferlegten Reiseverbots möglichst vielen Menschen die Möglichkeit zur Teilnahme geben.“ Lösung des Problems: Livestreams, die an sogenannte Virtual Hubs der Partneruniversitäten übertragen werden.

Vorstellen kann man sich diese Virtual Hubs wie ein wissenschaftliches Public-Viewing. Sowohl Kollegen aus dem gleichen Fachbereich, aber auch fachfremde Wissenschaftler sind hier willkommen. Merrow sieht darin auch ein großes Potenzial der CARE-Konferenz: „Wir erreichen so viel mehr Leute als mit einer traditionellen Tagung. Nicht nur interessierte Forscher aus anderen Fachgebieten, sondern auch Studierende, denen der Zugang zu Symposien oft verwehrt bleibt, können dabei sein.“ Besonders ist auch, dass die Übertragung an ausgewählten Standorten wie Boston, Tel Aviv, Porto Alegre, Zürich und Tokio in beide Richtungen funktioniert. Besucher der interaktiven Virtual Hubs können aktiv an Diskussionen teilnehmen und Fragen stellen. Für alle anderen Zuschauer bleibt natürlich noch die Möglichkeit, sich über Twitter zu beteiligen.

KAMERA UND ACTION!

Am Tag der ersten CARE-Konferenz waren dann in München auch nicht nur Chronobiologen zu Gast. Unter den Anwesenden befand sich Professor Anne Frenzel. Die LMU-Psychologin ist mit der Aufgabe betraut, das neue Konferenzformat zu evaluieren. Sie soll herausfinden, ob eine CARE-Konferenz genauso effektiv wie ein klassisches Symposium ist. Ihr erster Eindruck vor Ort: „Es war unglaublich cool! Alles hat wunderbar geklappt.“ Besonders die Interaktivität, wechselnd Fragen aus Bangalore, Boston oder von Twitter einzubinden und zu beantworten, hat Frenzel nachhaltig beeindruckt.

„Mein Herz schlägt für Konferenzen und deswegen habe ich mich gefragt, wieso das eigentlich so ist. Ich bin dann auf die Selbstbestimmungs-Theorie gekommen, anhand derer wir die CARE-Konferenz evaluieren werden“, erklärt Frenzel. In ihren Augen erfüllen Symposien die drei psychologischen Bedürfnisse Kompetenzerleben, Autonomieerleben und Eingebundenheit. „Die Preisfrage ist jetzt, ob diese drei Bedürfnisse auch bedient werden, wenn ich in einem Virtual Hub sitze.“ Herausfinden will Frenzel das mithilfe von wissenschaftlichen Fragebögen. Konferenzteilnehmer sollen dort mitteilen, wie sie die erste CARE-Konferenz empfanden.

NICHT DAS ENDE GROSSER KONFERENZEN

Merrow ist allerdings bereits jetzt zufrieden mit ihrer Premiere. „Ich hatte das subjektive Empfinden, dass auf der CARE-Konferenz mehr Fragen als gewöhnlich gestellt wurden“, resümiert sie. Trotzdem plant sie, noch weiter an den Stellschrauben zu drehen. Beim nächsten Mal will sie die Teilnehmer zu noch mehr Diskussionen ermutigen. Die Chronobiologin weiß allerdings auch vom größten Kritikpunkt an den CARE-Konferenzen: Mangelnde Möglichkeiten, um zu networken. „In meinen Augen ist diese Kritik ein wenig oberflächlich, denn ich denke, es wird weiterhin genug Gelegenheiten geben, die einen persönlichen Austausch ermöglichen.“ Vielmehr sieht sie in der Anonymität auch einen Vorteil, denn „als Frau in der Wissenschaft habe ich auch schon Diskriminierung erleben müssen. Virtuelle Tagungen könnten zu gleichen Wettbewerbsbedingungen beitragen.“

Würde sich Merrow in Zukunft also wünschen, dass es nur noch CARE-Konferenzen geben soll? „Das soll nicht das Ende großer Konferenzen sein“, sagt sie. „Aber wenn wir umweltbewusster und auch mit mehr Rücksicht auf unsere eigene Zeit und unsere Familien leben wollen, bieten CARE-Konferenzen eine Alternative, um die Zahl klassischer Symposien und damit auch den CO₂-Ausstoß zu verringern.“ Denn letztendlich geht es darum, dass Wissenschaftler weiter ihren Fußabdruck in der Forschung hinterlassen und nicht auf der Klimabilanz. ■ ps

LMU-ALUMNUS ANDREAS BECK

„THEATER IST MODERNER ALS VIELE GLAUBEN“

Andreas Beck hat an der LMU Theaterwissenschaft studiert. Danach ging's unter anderem nach Hamburg, Wien und als Direktor ans Theater Basel. Seit September 2019 ist der 54-Jährige als Intendant des Residenztheaters zurück in München. Im MUM-Interview erklärt der Alumnus, warum er sich selber als Student gehasst hätte, mit welchen Tricks er mehr junge Menschen ins Theater locken will und wie er nach einem langen Arbeitstag entspannt.

MUM: Herr Beck, Sie haben an der LMU Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Soziologie studiert. Was hat Sie vom Ruhrgebiet nach Bayern verschlagen?

Beck: 1986 gab es in Deutschland kaum Orte, an denen man Theaterwissenschaften studieren konnte. Als die Zusage aus München kam, habe ich mich gefreut, weil ich wegen einer Regieassistenten an der Hochschule für Fernsehen und Film schon in der Stadt war. Damals habe ich in einer Studenten-WG in Schwabing gewohnt.

MUM: Wird den Studierenden an den Hochschulen das richtige Rüstzeug mit auf den Weg gegeben?

Beck: Ich bin bewusst an eine Universität gegangen, weil ich keine berufsspezifische, sondern eine möglichst breite Ausbildung wollte. Durch mein geisteswissenschaftliches Studium konnte ich viel lesen und Wissen in mich aufsaugen. Der Bologna-Prozess hat in meinen Augen einige Nachteile. Alles ist und wird zunehmend weiter verschult, es fehlt an Freiheiten und Denkräumen. So rutschen viele in einen Beruf, bei dem sie dann mit Anfang 40 merken, dass sie ihn unmöglich bis zur Rente durchhalten können. Es fehlt die Zeit zum Ausprobieren und zum Verwerfen.

MUM: Sie waren in Hamburg und Wien selber Dozent. Worauf haben Sie in Ihren Vorlesungen besonders Wert gelegt?

Beck: Ich war wie die Dozenten, die ich als Student immer gehasst habe (lacht). Ich war streng und habe abgefragt, ob die Lektüre wirklich gelesen wurde. Außerdem habe ich strikt Anwesenheiten kontrolliert, was ich als Student selber total nervig fand. Ich hatte aber keine Lust zu diskutieren, wie viel Abwesenheit noch als anwesend gelten könnte. Studieren verlangt Disziplin. Besonders auch vom Dozenten – was nicht immer Spaß macht.

MUM: Ihre Karriere führte Sie nach Deutschland, Österreich und die Schweiz. Ist die Münchener Theaterszene so konservativ und prüde, wie manche Feuilletonisten behaupten?

Beck: Quatsch, sonst wäre München wohl nicht die Stadt so unterschiedlicher Theater und unter anderem mit dem Theater des Jahres und einer international gefeierten Oper. Nur weil manche Orte krakeliger sind als andere, heißt das nicht, dass sie gleich zur Speerspitze der Avantgarde gehören. München hat viele kulturelle Institutionen, um die die Stadt beneidet wird. Ich zum Beispiel habe Hamburg viel konservativer erlebt. Allerdings ist das auch schon wieder 20 Jahre her.

MUM: Im Nachbarhaus, den Kammerspielen, wird viel experimentiert. Wie innovationsfreudig ist das Residenztheater?

Beck: Die beiden Häuser sind verschieden, und diese Verschiedenheit macht das Theater in München reicher. Das Residenztheater ging aus dem alten Hoftheater hervor, die Kammerspiele sind ein Bürgertheater und wesentlich jünger. Aber nichts hält sich so leicht wie ein Klischee oder ein einschlägiger Ruf. Dagegen vorzugehen, ist unsere Aufgabe. Anders zu sein, als man meint, anders zu scheitern, als die Erwartungen sind.

MUM: Wie einfach oder schwer ist die Nachwuchsgewinnung?

Beck: Die ist heute leichter als früher. Beziehungsweise wird sie intensiver betrieben als zu meiner Zeit. Da galt man noch mit Mitte 40 als Jungregisseur. Aber – und das ist und bleibt so: Die Stellen sind begrenzt. Das ist für alle frustrierend.

MUM: Der Altersdurchschnitt deutscher Theaterbesucher liegt bei 54 Jahren. Wie wollen Sie mehr junge Menschen ins Theater locken?

Beck: Erstmal: Eine ältere Generation anzusprechen, ist ja per se kein Malus. Unser Spielplan richtet sich an alle Altersstufen, wir machen dazu ja auch Hinweise. Es gilt, wie früher auf den Verpackungen von Gesellschaftsspielen vermerkt: „von 6 – 99“. Neu-Münchnerinnen und Neu-Münchnern empfehle ich besonders das Programm „Guck-Resi“ – das ist fast wie ein „Blind Date“ kombiniert mit einem Theaterbesuch.





MUM: Vielleicht können sich junge Menschen auch den Eintritt nicht leisten. Planen Sie, die Preise zu überarbeiten?

Beck: Wir sind günstiger als Kino. Studierende können für acht Euro eine Vorstellung besuchen. Und Bedürftige bekommen kostenlose Tickets über den Verein KulturRaum München. Aber wir werden uns die Preise immer wieder genau anschauen. Ich möchte nicht, dass jemand sagt, sie oder er örne sich das Residenztheater nicht leisten. Das werden wir nicht zulassen.

MUM: Ihr Vorgänger konnte die Besucherzahlen im Residenztheater in acht Jahren um rund 50.000 Besucher auf 240.000 stetig steigern. Setzt Sie das unter Druck?

Beck: Nein, bisher konnte ich in jedem Haus, das mir anvertraut war, die Zuschauerzahlen steigern. Aber allein über Zuschauerzahlen funktioniert Theater nicht. Nur weil ein Stück wenig Zuschauer hat, ist es nicht schlecht. Darum erhalten wir Subventionen, um Neues, Anderes, Unerprobtes zu bieten.

MUM: Können Sie Menschen verstehen, die die steigenden Subventionen kritisieren, wenn die Zahl der Theaterbesucher bundesweit zurückgeht?

Beck: Jetzt kommt die Subventionskeule. Kosten steigen ja nicht nur in der Kunst oder am Theater. Überhaupt: Warum wird nur im Zusammenhang mit Kunst über Subventionen geredet? Wie heißt das bei Forschung und Lehre? Bei Polizei, Gerichten oder Krankenhäusern spricht niemand von Subventionen, weil man von einer gesellschaftlichen Notwendigkeit ausgeht. Es klingt leicht so, als ob Künstlerinnen und Künstlern etwas geschenkt wird. Aber hier wird hart gearbeitet. Und 37 Millionen Theaterbesucher im deutschsprachigen Raum sind ja keine Kleinigkeit.

MUM: 2,7 Milliarden Euro Subventionen pro Spielzeit allein in Deutschland aber auch nicht. Anderes Thema: Viele Theater berichten über Einschüchterungsversuche durch Rechtspopulisten. Teilweise wurden von Rechtsextremen sogar schon Aufführungen

gestört. Haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht?

Beck: Bisher nicht. Zu leicht wird vergessen, dass es neben der Freiheit der Meinung auch um die Freiheit der Kunst geht. Wer diese Freiheit behindert, ist kein Demokrat.

MUM: Kammerspiele und Volkstheater haben 2018 bei #ausgehetzt gegen die „verantwortungslose Politik“ der CSU protestiert. Wäre das für Sie auch denkbar?

Beck: Ja. Die Pluralität unserer Gesellschaft ist Grundlage unseres Tuns. Deswegen sind wir wie alle anderen kulturellen Institutionen Teil der „Vielen“ und bekennen uns auch in Bayern zu unserer historischen Verantwortung. Wie wir miteinander leben und leben müssen, um überhaupt miteinander leben zu können, ist Motto unseres Spielplans. Deswegen haben wir auch mit Ewald Palmethshofers „Die Verlorenen“ unsere Spielzeit eröffnet.

MUM: Wie gut können Sie mit Kritik umgehen?

Beck: Man muss das einfach einzuordnen wissen. Meistens ist die interne Kritik radikaler als die von außen. Eine deutliche Grenze sehe ich erreicht, wenn es in Richtung Häme oder gar Mobbing geht. Damit umzugehen, darauf zu antworten, ist ein neues gesellschaftliches Problem.

MUM: Und wenn Ihnen die Kritik einmal doch zu viel wird, eröffnen Sie mit Ihrem Mops eine Frühstückspension in Kapstadt?

Beck: Die Frühstückspension muss warten (lacht). Es ist aber immer gut, wenn man einen Traum von einem ganz anderen Leben hat. Wenn man ein großes Theater leiten darf, trägt man Verantwortung und steht unter deutlicher Beobachtung. Letzteres gefällt mir nicht immer. Davon muss man sich erholen. Das gelingt mir im Weltall. Ich bin großer Science-Fiction-Fan. Der Weltraum, unendliche Weiten ... (lacht).

■ Interview: dl

Medizinische Fakultät

Prof. Dr. Stylianos Michalakis

Professor Stylianos Michalakis ist erster Stiftungsprofessor der Münchener Universitätsgesellschaft am Klinikum der Universität München. Der Forscher befasst sich mit der Gentherapie von Augenerkrankungen und wurde im Juni vergangenen Jahres berufen.

Michalakis studierte Pharmazie an der LMU und wurde dort im Jahr 2003 im Bereich der molekularen Pharmakologie promoviert. Während seiner Postdoktoranden-Zeit an der LMU und der Technischen Universität München erforschte er Pathomechanismen retinaler Erkrankungen und begann mit der Entwicklung innovativer Gentherapeutika. 2011 habilitierte sich Michalakis im Fach Pharmakologie.

„Diese Professur ermöglicht es mir, auf eine in Deutschland einzigartige Art und Weise die Erforschung von Gentherapien für Augenerkrankungen voranzubringen. Durch die Einbindung in die Augenklinik und die enge Zusammenarbeit mit den Augenärzten kann nun die klinische Translation innovativer Gentherapieprojekte noch effizienter erfolgen“, so Professor Michalakis, der auch Mitgründer des Gentherapie-Start-ups ViGeneron GmbH ist.

Vor seiner Berufung an die Augenklinik der LMU leitete er eine Nachwuchsgruppe im Rahmen des Exzellenzclusters Center of Integrated Protein Science Munich (CIPSM). Er konnte bereits vor einigen Jahren am Department Pharmazie der LMU in enger Kooperation mit Professor Martin Biel und der Gruppe von Professor Mathias Seeliger von der Augenklinik Tübingen die ersten erfolgreichen Gentherapieansätze für CNGA3-bedingte Achromatopsie (ACHM2) und CNGB1-bedingte Retinitis pigmentosa (RP45) entwickeln. Bei der Achromatopsie handelt es sich um eine sehr seltene vererbte Erkrankung der Netzhaut. Betroffene Menschen sind vollkommen oder partiell farbenblind. Diese ist jedoch nicht mit der häufiger vorkommenden Fehlsichtigkeit, mit der sogenannten Rot-Grün-Blindheit, die in der Regel mit dem Begriff der „Farbenblindheit“ bezeichnet wird, zu verwechseln. Retinitis pigmentosa beschreibt eine durch Vererbung oder spontane Mutation entstehende Netzhautdegeneration, bei der die Photorezeptoren zerstört werden.

Auf Basis von erfolgreichen Proof-of-concept-Studien entstanden drei aktuell laufende klinische Translationsprojekte zu ACHM2, RP45 sowie zur PDE6A-bedingten Retinitis pigmentosa (RP43).

Laufende Forschungsprojekte werden unter anderem durch die DFG im Rahmen des Schwerpunktprogramm SPP2127, Sonderforschungsbereich SFB1309, und die National Institutes of Health (NIH), USA, gefördert. Hier befasst sich Michalakis mit der Entwicklung optimierter viraler Vektoren und darauf basierender gentherapeutischer Ansätze für erbliche Netzhauterkrankungen, der Aufklärung genetischer, molekularer und zellulärer Mechanismen degenerativer und neovaskulärer Augenerkrankungen sowie Untersuchung epigenetischer Genregulationsmechanismen in neuronalen Zellen im Kontext von Entwicklungs- und Krankheitsprozessen.

Stylianos Michalakis: „Das Ziel ist nun, in Kooperation mit dem Direktor der Augenklinik Professor Siegfried Priglinger, bestehende Strukturen wie die Ophthalmogenetik und das Studienzentrum zu stärken und für die optimierte Entwicklung innovativer Gentherapien zu nutzen. In naher Zukunft soll so in München ein weltweit anerkanntes Kompetenzzentrum für Gentherapie von Augenerkrankungen entstehen.“

Die „Universitätsgesellschaft-München-Stiftungsprofessur“ beruht auf einem Vermächtnis der Witwe von Professor Schneider, Lilli Schneider, an die Münchener Universitätsgesellschaft im Jahr 1955, das unter anderem für Forschungszwecke auf dem Gebiet der Augenheilkunde zweckbestimmt ist.

Die Professur soll sich in Forschung und Lehre schwerpunktmäßig mit Gentherapie von Augenerkrankungen beschäftigen und dabei den wissenschaftlichen Nachwuchs zu eigenen Arbeiten auf diesem attraktiven Wissenschaftsfeld anregen.

Fakultät für Kulturwissenschaften

Prof. Dr. Gabriele Vogt

Gabriele Vogt ist zum August vergangenen Jahres auf den Lehrstuhl für Japanologie an der Fakultät für Kulturwissenschaften berufen worden. Mit Japan kam sie erstmalig als 13-jährige Schülerin bei einem Volleyball-Sportaustausch in Kontakt. „Wir haben damals Japanerinnen bei uns zu Hause beherbergt“, erzählt sie. Ein Jahr später reiste sie selbst ins Land der aufgehenden Sonne nach Hiroshima – auch zu einer Gastfamilie, mit der sie heute noch eine tiefe Freundschaft verbindet und die sie regelmäßig besucht, wenn sie in Japan forscht.

Gabriele Vogt wollte auf jeden Fall die Sprache lernen und belegte einen VHS-Kurs für Japanisch. Zudem entschloss sie sich zu einem Studium der Politikwissenschaft und Soziologie an der LMU. „Ich wollte immer Journalistin werden, und in der Studienberatung sagte man mir, dass die beiden Fächer dafür am besten geeignet seien“, erinnert sie sich. Schon bald merkte sie, dass sie für Japanisch einen größeren Aufwand betrieb als für das Studium: Sie wechselte daher das Fach und ans Japanzentrum der LMU. Mit einer Masterarbeit über Identitätsfragen auf Okinawa beendete sie 1998 ihr Studium. Das Thema verfolgte sie aber auch in ihrer Dissertation weiter und auch aktuell ist es wieder eines ihrer Schwerpunktprojekte. „Okinawa war das Ryūkyū-Königreich und bildete keine politische Einheit mit Japan: Erst 1879 ist es durch Japan annektiert worden.“ Dieser Umstand, sagt Vogt, werde auf Okinawa immer noch kontrovers diskutiert. Dort gibt es eine eigene Sprache, ein eigenes Selbstverständnis, kurz eine eigene Identität, die nicht nur mit den Ansprüchen des Kaiserreichs in Konflikt trat, sondern auch mit denen der US-Militär-Administration, die nach dem Zweiten Weltkrieg die südlichste Präfektur Japans 20 Jahre lang prägte. Vogt untersucht etwa Militärkonversionen, also die Modi, die bei der Rückführung von vormalig militärisch genutztem Land zum Einsatz kommen. „Wir untersuchen, wie die Verantwortlichkeiten verteilt sind, ob und wie die Mitsprache der Gemeinden oder der Bürger gestaltet wird.“ In diesem Jahr plant sie zu diesem Seitenprojekt auch eine Ausstellung.

Ein anderes Projekt im Themenkomplex Okinawa, zu dem Gabriele Vogt eine Kooperation mit der Kyoto-Universität unterhält, befasst sich mit dem Populismus in kommunalen Wahlkämpfen. „Wegen der Identitätsfindung werden gerade in diesem Kontext häufig populistische Schlagworte benutzt“, weiß Vogt. Die Forscherinnen und Forscher sammeln Daten, etwa wie oft bestimmte Worte erwendet werden, wie die Geschichte dargestellt wird und vor allem, welche Sprache

gesprochen wird. Dabei konstatieren sie eine zunehmende Abweichung vom Hochjapanischen und eine Herauskehrung der eigenen Sprachen und Dialekte.

Ein weiteres Thema, dem sich Professor Gabriele Vogt widmet, befasst sich mit der Arbeitsmigration nach Japan. Hiermit hatte sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Institut für Japanstudien der Max Weber Stiftung in Tokio, dessen stellvertretende Direktorin sie auch war, bereits 2005 begonnen. Unter den OECD-Staaten steht Japan an drittletzter Stelle, was den Ausländeranteil betrifft: Er ist mit gerade einmal zwei Prozent extrem gering und das, obwohl diese Staaten als Einwanderungsländer gelten. Gabriele Vogt spürt den Gründen dafür nach – insbesondere unter dem Gesichtspunkt des demografischen Wandels, der in Japan eine große Rolle spielt. „Visumskategorien gibt es im Wesentlichen nur für Hochqualifizierte, diese sind aber stark beschränkt und auch zeitlich begrenzt. Eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis zu erhalten wie in andern Ländern ist fast aussichtslos“, sagt Vogt. Seit 2006 wurden vor allem im Sektor der Altenpflege viele Kräfte angeworben – etwa aus Indonesien oder von den Philippinen. Pro Jahr und pro Nation ist das Kontingent auf 1.000 Einreisewillige begrenzt. Aber kaum jemand will kommen. Warum?

„Das Konzept ist ‚designed to fail‘“, erläutert Vogt. Die Arbeitsbedingungen seien unattraktiv, sagt sie. Und zudem müsse man nach drei oder vier Jahren eine schriftliche Prüfung ohne Praxisanteil bestehen, um bleiben zu dürfen. „Der Test ist komplett auf Japanisch. Es ist jedoch unmöglich, Vollzeit zu arbeiten und noch die Sprache zu lernen, um den Test absolvieren zu können. Innerhalb einer Dekade sind es nur sehr wenige Personen, die ihn geschafft haben und selbst diese werden danach dennoch oft nicht als vollwertige Arbeitskräfte und -kollegen anerkannt.“ Das sei von der Politik gewollt: Ein paar Jahre arbeiten die Menschen als Billiglohnkräfte und sollen dann wieder gehen.

2019 schließlich wurde eine neue Visumskategorie für nicht qualifizierte Menschen geschaffen – vor allem mit Blick auf die Olympiade in Tokio 2020 und zur Deckung des Arbeitskräftebedarfs im Baugewerbe, im Tourismus oder auch in der Pflege. Fast 350.000 Visa sollen in den kommenden fünf Jahren vergeben werden – allerdings ohne die potenziellen Arbeitgeber mit entsprechenden Praxisanweisungen auszustatten.

Bei Vogts Wechsel von der Universität Hamburg an die LMU ist auch ein bisschen Nostalgie dabei, schließlich kehrt sie jetzt als Lehrstuhlinhaberin an das Institut zurück, an dem sie selbst studiert hat. Aber vor allem ist es die thematische Breite des Japanzentrums, „die unglaublich viel Raum für neue und interdisziplinäre Projekte bietet“. Zudem lobt sie die enorme Begeisterungsfähigkeit der Mitarbeitenden und Studierenden. „In Hamburg sind die Japanstudien eher philologisch ausgerichtet. Ich arbeite jedoch vorrangig sozialwissenschaftlich und sehe da vielfältige Vernetzungsmöglichkeiten in München. Und außerdem: Wer würde einen Ruf an die LMU ablehnen?“



▲ Prof. Dr. Gabriele Vogt



▲ Prof. Dr. Lilia Diamantopoulou

Fakultät für Kulturwissenschaften

Prof. Dr. Lilia Diamantopoulou

Fälschung, Täuschung, Mystifikation – das Thema ihrer Habilitation bildet nach wie vor ein wichtiges Forschungsprojekt von Professor Lilia Diamantopoulou, das im Rahmen der Initiative „Kleine Fächer – große Potenziale“ vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird. Die Neogräzistin, die im vergangenen September von der Universität Wien an die LMU gewechselt ist, untersucht an der Schnittstelle von Vergleichender Literaturwissenschaft sowie Kultur- und Geschichtswissenschaft die Arbeit von Handschriften- und Kunstfälschern wie etwa Konstantinos Simonides, der im Griechenland des 19. Jahrhunderts mit kunstreich nachgemachten historischen Texten, Handschriften, Gedichten oder Malereien zahlreiche Wissenschaftler und Experten täuschen konnte. So hat er etwa ein angebliches Gedicht von Aristoteles verfasst, das dieser nie geschrieben hat. Andererseits hat er bei Originalen die Urheberschaft für sich reklamiert, so zum Beispiel beim *Codex Sinaiticus*, der ältesten vollständigen handschriftlichen Version des Neuen Testaments, die der deutsche Theologe Konstantin von Tischendorf auf dem Berg Sinai gefunden hat. Das führte zu enormen Auseinandersetzungen im Wissenschaftsbetrieb seiner Zeit.

„Wir untersuchen zum einen Simonides' Texte dahingehend, woran man erkennt, ob sie gefälscht oder echt sind“, erläutert Lilia Diamantopoulou.

„Was mich aber viel mehr interessiert, sind die Beweggründe von Simonides: Warum fälschte er im großen Stil, warum strengt er Debatten mit führenden europäischen Wissenschaftlern an?“ Die Neogräzistin konstatiert, dass es ihm vor allem darum ging, die Bedeutung seiner Heimat in Zeiten eines ausgeprägten europäischen Nationalismus zu betonen: „Er wollte die Erhabenheit der griechischen als wichtiger europäischen Nation herausstellen und damit letztlich auch ein Interesse an Griechenland hervorrufen.“

Ein weiterer Forschungsschwerpunkt der in München als Tochter einer griechischen Mutter und eines deutschen Vaters geborenen Wissenschaftlerin ist die neuere griechische konkrete und visuelle Poesie. Hier interessieren sie insbesondere Text-Bild-Beziehungen und der performative Umgang mit ihnen: „Ich habe während meines Komparatistik-Studiums an der LMU eine Lehrveranstaltung bei Professor Erika Greber besucht, in der es um visuelle Poesie ging. Im Anschluss daran wurde eine Ausstellung realisiert – ein Umgang mit dem Thema, der mich sehr geprägt hat“, erzählt Lilia Diamantopoulou, die für den kommenden Welttag der Poesie am 20./21. März 2020 ein Kolloquium und eine Ausstellung zur



▲ Prof. Dr. Philipp Schorch

griechischen visuellen Poesie und den damit verbundenen deutsch-griechischen Beziehungen plant. Die Einbindung von Publikum in ihre wissenschaftliche Arbeit ist ihr daher auch heute noch sehr wichtig. Entsprechend nutzt sie intensiv soziale Medien, um nicht nur ihre Arbeit vorzustellen und etwa durch „digital classrooms“ neue Wege in der Lehre zu gehen. Auch sind Facebook, Instagram und Co. für sie eine gute Möglichkeit, wissenschaftliche Kooperationen anzubahnen, wie etwa mit der Uni-

versitäten Zypern, Exeter und der FU Berlin.

Ein zukünftiges Thema soll sich mit dem Spannungsverhältnis zwischen der ersten Gastarbeitergeneration und der jüngsten Generation griechischer Auswanderer aus eher gebildeten sozialen Schichten befassen, die infolge der jüngsten Wirtschaftskrise ihr Heimatland verlassen haben und nach Deutschland gekommen sind. „Hierbei ist München ein optimaler Forschungsort, da die Stadt den höchsten Anteil von im Ausland lebende Griechen aufweist“, sagt sie. „Ich denke, dieses Verhältnis herauszuarbeiten, ist sehr spannend.“ In diesem Zusammenhang freut sich Diamantopoulou auch über die intensive Zusammenarbeit mit Historikern, Byzantinisten und Kulturwissenschaftlern an der LMU.

Nicht nur, weil sie wieder am Ort ihrer frühen Kindheit, der ersten Schuljahre sowie ihrer Alma Mater ist – die LMU bietet ihr viele Anknüpfungspunkte zu anderen Fächern. Denn alle ihre Projekte zeichnen sich durch einen hohen interdisziplinären Vernetzungsgrad aus. Dass nicht nur die Byzantinistik, sondern auch die Neogräzistik zum Ende des 19. Jahrhunderts von Professor Karl Krumbacher an der LMU europaweit erstmals begründet wurde, sieht sie als zusätzliche Motivation: Eine kürzlich aufgefundene Schachtel mit Lehrmaterialien aus der Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert könnte auch zu einem Seminar über das Neogräzistik- beziehungsweise Byzantinistikstudium an der LMU vor hundert Jahren genutzt werden.

Fakultät für Kulturwissenschaften

Prof. Dr. Philipp Schorch

Das Bild einer Māori-Schnitzerei grafisch zu bearbeiten, kann Probleme bereiten. Die Erfahrung hat Philipp Schorch jüngst gemacht, als der Grafiker eines Verlages dieses Bild für die Titelgestaltung des neuen Buch von Schorch beschnitten hat. „Ich muss prüfen, ob dies kulturell akzeptabel ist“, sagt Schorch. Denn die Schnitzerei sei sicher mit ganz bestimmten Menschen, Geschichten und Orten verbunden. Durch eine Bearbeitung wird ihre Bedeutung möglicherweise aufgehoben. „Dies zu prüfen, ist besonders wichtig, vor allem, da ich intensiv mit indigenen Forschern zusammenarbeite“, erläutert Schorch, der zum Oktober vergangenen Jahres zum Professor für Museumsethnologie an die LMU berufen wurde. Diese Problematik charakterisiert einen seiner Forschungsschwerpunkte. „Ich interessiere mich für die Zirkulation indigener Bilder, Objekte, Ideen und Konzepte, und

wie sich diese durch gewisse Machtkonstellationen verändern und in neue Bedeutungszusammenhänge übertragen werden“, erläutert Schorch. Es bestünde immer, auch bei „gut gemeinter“ Verwendung – etwa von Bildern aus bestimmten kulturellen Kontexten – die Gefahr einer neokolonialen Bedeutungszuweisung.

Im Rahmen des Projekts „Indigenities in the 21st century: From ‚vanishing people‘ to global players in one generation (IngiGen)“, das Schorch im Rahmen eines Starting Grants des Europäischen Forschungsrates (ERC) durchführt, untersucht der Ethnologe zudem unter anderem am Beispiel von Hawai‘i die Gründe, weshalb sich das bis in die 1960er Jahre weit verbreitete Postulat der „Vanishing People“ in Bezug auf das Verschwinden indigener Lebensweisen aufgrund von externen Machteinwirkungen als nicht haltbar erwiesen hat. „Trotz der Unterbindung der Sprache, der Änderung von Moralvorstellungen, der Durchsetzung anderer Glaubenskonzepte und weiterer tiefgreifender und oftmals gewalttätiger kolonialer Einflüsse kam es zu keiner vollständigen Assimilation. Es bleibt Verschiedenheit – indigenous people did not vanish“, konstatiert Schorch. Heute treten indigene Akteure zunehmend für ihre Rechte, etwa vor dem Hintergrund des Klimawandels, als „Global Player“ auf. „Wir wollen die historischen Momente und Prozesse identifizieren, durch die sich diese Akteure Durchsetzung verschaffen und heutzutage externe Zuschreibungen nutzen – wie etwa die der ‚Indigenität‘, um sich im globalen Kontext sichtbar zu machen.“

Eine besondere Bedeutung in Schorchs wissenschaftlicher Tätigkeit kommt der Objektforschung zu. Ideen oder Ideologien seien nicht nur in Schriftform oder im Diskurs durchsetzbar, ist er überzeugt. Eine Idee müsse im öffentlichen Raum orchestriert, in Stadtbildern, in Museen et cetera verortbar sein – als „eine Form der Vermittlung, die über das rein Diskursive hinausgeht“. Er hält deswegen die kulturelle Praxis des Kuratierens für wichtig, um hier Aufschluss zu erlangen. „Kein Mensch bleibt ungerührt vom riesigen Reichsparteitagsgelände in Nürnberg oder von den architektonischen Bauwerken und Parkanlagen aus der früheren DDR. „Städte funktionieren wie Ausstellungen“, betont er. Er kritisiert daher auch die Privilegierung von wissenschaftlichen Abhandlungen; materielle Dinge hätten nicht den gleichen wissenschaftlichen Stellenwert wie ein Buch. „Objekte sind nicht nur Bedeutungsträger, sondern materielle Archive, die beim Beantworten von Fragestellungen in den Geistes-, Kultur-, Natur- und Sozialwissenschaften enormes Potenzial haben, das es auszuschöpfen gilt.“

Philipp Schorch absolvierte den Ph.D. in „Museum and Heritage Studies“ an der Victoria University in Wellington, Neuseeland. 2018 habilitierte er sich an der LMU in Ethnologie. Forschungsaufenthalte führten ihn unter anderem nach Neuseeland, Australien, Hawai‘i, Rapa Nui (Osterinsel) und Großbritannien. Vor seinem Ruf an die LMU war Schorch Leiter des Bereichs Forschung an den Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen.

Zehn neue ERC-Grants an der LMU

Zehn Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler verschiedener Disziplinen haben gemeinsam mit der LMU je einen Starting Grant des Europäischen Forschungsrats (ERC) für ihre Forschung eingeworben. Die Projektförderung beträgt jeweils etwa 1,5 Millionen Euro. Sie wird anhand der wissenschaftlichen Exzellenz der Antragsteller sowie des beantragten Projekts vergeben und zählt zu den angesehensten Forschungsförderungen in Europa. Die LMU bietet für Starting Grantees zudem die Möglichkeit einer sogenannten Tenure-Track-Position, einer Professur mit der Option auf eine Dauerstelle.

Zu den in dieser Runde erfolgreichen Wissenschaftlern, die bereits an der LMU forschen, zählen Dr. Alice Gabriel, Lehrstuhl für Seismologie/Geophysik von Professor Heiner Igel am Department Geo- und Umweltwissenschaften, Dr. Thomas-Christian Jagau vom Lehrstuhl Theoretische Chemie unter der Leitung von Professor Christian Ochsenfeld am Department Chemie, Professor Alexander Bartelt vom Institut für Prophylaxe und Epidemiologie der Kreislaufkrankheiten unter der Leitung von Professor Christian Weber an der Medizinischen Fakultät, Dr. Richard Merrill vom Lehrstuhl für Evolutionsbiologie, Professor Jochen Wolf sowie Dr. Berenika Szymanski-Düll vom Institut für Theaterwissenschaften, Lehrstuhl Professor Christopher Balme.

Zudem haben mit der LMU einen Starting Grant eingeworben: Dr. Francisco Balzarotti (bislang MPI für biophysikalische Chemie Göttingen), Dr. Alvaro Hacer (bislang Universität Leiden, Niederlande), Dr. Wolfgang Tress (EPFL Lausanne), Dr. Arezou Azad (University of Birmingham) und Dr. Pierre-Héli Monot (Universität Potsdam).

Zwei neue Projekte mit Freigeist-Fellowships gefördert

Dr. Alessandro Ripa und Dr. Robert Kramm erhalten für ihre Forschungsprojekte je ein Freigeist-Fellowship der VolkswagenStiftung. Mit der auf fünf Jahre angelegten Förderung werden der Stiftung zufolge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ausgezeichnet, die „über das Bekannte hinausdenken“.

Dr. Robert Kramm ist Historiker und forscht zurzeit an der Universität Hongkong. Mit seinem neuen Projekt „Radical Utopian Communities: Global Histories from the Margins, 1900-1950“, für das er das Freigeist-Fellowship erhält, wird er an die Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften der LMU wechseln. In dem Projekt untersucht Robert Kramm Kommunen mit radikalen utopischen Vorstellungen aus globaler Sicht als Beispiel für die weltweite Verflechtung und Mobilität zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Dr. Alessandro Ripa forscht derzeit an der Tallinn University in Estland und ist Research Associate bei der Arbeitsgruppe „Remoteness and Connectivity: Highland Asia in the World“ am Institut für Ethnologie der LMU. Zu seinen regionalen Schwerpunkten zählen China, Pakistan und Myanmar. In seinem neuen Forschungsvorhaben unter dem Titel „Environmenting Infrastructure: Communities, Ecologies and China’s Green Development in Contemporary Southeast Asia“ wird



▲ Prof. Dr. Angelika Vollmar

er von September 2020 an am Rachel Carson Center untersuchen, welche Auswirkungen Infrastrukturvorhaben in Südostasien auf die Umwelt Chinas haben.

Dr. Alessandro Ripa und Dr. Robert Kramm wurden 2019 zusammen mit sieben weiteren Forscherinnen und Forschern aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen für ein Freigeist-Fellowship der VolkswagenStiftung ausgewählt.

Carl-Mannich-Medaille für Angelika Vollmar

Professor Angelika Vollmar, Inhaberin des Lehrstuhls für Pharmazeutische Biologie an der LMU, ist mit der renommierten Carl-Mannich-Medaille der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft (DPHG) ausgezeichnet worden.

Angelika Vollmar genieße international einen exzellenten wissenschaftlichen Ruf, betonte Professor Stefan Laufer, Präsident der DPhG, in seiner Laudatio. In ihrer Forschung befasst sich Vollmar unter anderem mit dem Tumormetabolismus und -wachstum sowie Metastasen, dem Zytoskelett, der Biomechanik sowie dem endolysosomalen System. Diese Schwerpunktsetzung zeige, so Laufer, wie stark Angelika Vollmars Forschung biologisch, pharmakologisch und immunologisch orientiert sei. Der Präsident würdigte Vollmar nicht nur als herausragende Wissenschaftlerin, sondern auch als engagierte Repräsentantin ihres Faches. So war Vollmar unter anderem Mitglied der Senatskommission für Klinische Forschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) sowie ebendort Mitglied des Hauptausschusses und des Senats. Seit Oktober 2019 ist Professor Vollmar zudem Dekanin der Fakultät für Chemie und Pharmazie der LMU.

Die Carl-Mannich-Medaille, die die DPhG zu Ehren ihres ehemaligen Präsidenten auslobt, wird an in- und ausländische Gelehrte aufgrund hervorragender Leistungen im Bereich der pharmazeutischen Wissenschaften verliehen.

Davide Cantoni mit Gossen-Preis ausgezeichnet

Der Verein für Socialpolitik, die Vereinigung der deutschsprachigen Ökonomen, hat Davide Cantoni, Lehrstuhlinhaber am Seminar für Wirtschaftsgeschichte, 2019 mit dem Gossen-Preis ausgezeichnet. Cantoni verbinde in seiner Forschung Geschichte, Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre, hieß es in der Laudatio.



▲ Dr. Constantin Mario Zohner



▲ Prof. Dr. Matthias Kling

Forschungsschwerpunkt von Davide Cantoni ist die historische Analyse wirtschaftlicher Entwicklungen. In seinen Arbeiten studiert der Wirtschaftshistoriker die Zusammenhänge von kulturellen, geografischen oder politisch-institutionellen Faktoren und dem Wirtschaftswachstum. Für sein Projekt zur demokratischen Bewegung in Hongkong wurde der LMU-Ökonom mit einem der begehrten Starting Grants des Europäischen Forschungsrats ausgezeichnet.

Der Gossen-Preis würdigt die auch im internationalen Kontext beachtete Forschungsarbeit von Ökonominen und Ökonomen unter 45 Jahren aus dem deutschen Sprachraum. Der Preis, der einmal jährlich vergeben wird, ist mit 10.000 Euro dotiert.

Eduard-Strasburger-Preis für LMU-Botaniker

Dr. Constantin Mario Zohner vom Lehrstuhl für Systematische Botanik und Mykologie von Professorin Susanne S. Renner wurde mit dem Eduard-Strasburger-Preis für seine außerordentliche Doktorarbeit ausgezeichnet.

Um abschätzen zu können, wie Gehölze auf den Klimawandel reagieren, untersuchte Dr. Zohner in seiner Dissertation, wie Temperatur und Tageslänge deren Blattaustrieb im Frühjahr beeinflussen. Denn wenn Bäume und Büsche zu früh ins Jahr starten, riskieren sie Erfrierungen und müssen den energiezehrenden Blattaustrieb möglicherweise ein zweites Mal beginnen – sofern sie dafür noch Reserven haben. Wie Zohner in seiner Forschung an Gehölzen herausfand, sind in Asien entstandene Arten sehr temperaturabhängig, auch wenn sie in Deutschland wachsen, und reagieren mit einem früheren Blattaustrieb auf steigende Lufttemperaturen. Ihre Blätter werden daher immer früher austreiben, auch wenn sie in Europa oder Nordamerika stehen. Europäische und nordamerikanische Arten sind dagegen weniger temperaturempfindlich, vermutlich weil sie in der Vergangenheit häufiger Klimaschwankungen ausgesetzt waren. In seiner Arbeit zeigte Zohner zum ersten Mal, dass die einzelnen Blattknospen einen Sensor besitzen. Mit diesem Sensor können sie ihren Blattaustrieb anhand von Temperatur und Licht autonom steuern, auch wenn die Knospen nur wenige Zentimeter auseinander liegen. Dazu hatte der Pflanzenökologe an 187 aufeinanderfolgenden Tagen im Freiland stets zur selben Tageszeit die Blattknospen ausgewachsener Bäume verhüllt, um Kurztagbedingungen zu simulieren.

Der Eduard-Strasburger-Preis wird alle zwei Jahre an promovierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verliehen, die eine hervorragende und originelle Leistung aus dem Gesamtbereich der Botanik auszeichnet. Der Preis wird vom Verlag Springer

Spektrum bereitgestellt und von der Deutschen Botanischen Gesellschaft e.V. (DBG) verliehen. Die DBG ist die größte Organisation für Pflanzenwissenschaftler im deutschsprachigen Raum und besteht seit mehr als 125 Jahren. Der Preis für Constantin Mario Zohner ist mit 2.500 Euro dotiert.

Matthias Kling wird Fellow der American Physical Society

Professor Matthias Kling, Leiter der Forschungsgruppe „Ultraschnelle Bildgebung und Nanophotonik“ an der LMU und seit 2019 Leiter einer Max-Planck-Fellow-Gruppe am Max-Planck-Institut für Quantenoptik (MPQ), wurde zum „Fellow“ der American Physical Society (APS) ernannt.

Die Auszeichnung ist eine hohe Ehre für den Physiker des Labors für Attosekundenphysik am MPQ. Denn jedes Jahr ernennt die Gesellschaft nur wenige ihrer Mitglieder zu Fellows. Voraussetzung dafür sind besonders herausragende Entdeckungen und Beiträge in der Physik.

Matthias Kling erhält die Auszeichnung für wegweisende Arbeiten auf dem Gebiet der Attosekundenphysik, insbesondere für die Erkundung der von über Lichtfelder kontrollierten Dynamik von Elektronen in Atomen, Molekülen und Nanopartikeln.

„Die Ehrung bedeutet mir sehr viel und spornt mich an, unsere Forschung auf höchstem Niveau voranzutreiben. Da ich mich dem amerikanischen Kontinent und der APS sehr verbunden fühle, ist dies eine der für mich persönlich bedeutendsten Auszeichnungen“, erklärt Matthias Kling. „Ich möchte mich ausdrücklich bei meinem Team bedanken, das mit höchstem Einsatz unsere Forschung vorangetrieben hat“, fügt er hinzu.

Kling befasst sich derzeit mit einem der fundamentalsten Prozesse der Photophysik, der Photoemission von Elektronen. Gemeinsam mit seiner Arbeitsgruppe untersucht er die Zeitdauer der Photoemission in Molekülen und Nanostrukturen und wie diese Rückschlüsse auf deren elektronische Struktur und hochkomplexe Wechselwirkungen erlaubt.

Die APS wurde 1899 gegründet und hat heute rund 51.000 Mitglieder weltweit. Sie gliedert sich in 14 Abteilungen sowie 14 Fachgruppen, die sich auf alle Bereiche der physikalischen Forschung erstrecken. Den Status eines Fellows erlangen APS-Mitglieder auf der Basis eines präzise definierten Nominierungs- und Evaluationsprozesses.

Kling erhielt 2013 einen ERC Starting Grant der Europäischen Union und wurde Professor für Ultraschnelle Bildgebung und Nanophotonik an der LMU. 2019 wurde er zum Max-Planck-Fellow am MPQ berufen, wo er in enger Zusammenarbeit mit Direktor Ferenc Krausz die Attosekundenphysik an Molekülen und Nanostrukturen vorantreibt.

Georges-Köhler-Preis für Christoph Scheiermann

Professor Christoph Scheiermann vom Walter-Brendel-Zentrum für Experimentelle Medizin der LMU wurde von der Deutschen Gesellschaft für Immunologie (DGfI) mit dem Georges-Köhler-Preis ausgezeichnet. Der Preis wird an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verliehen, deren Arbeiten zum besseren Verständnis des Immunsys-

tems herausragend beigetragen oder daraus resultierende Anwendungen geschaffen haben.

Der Biochemiker Professor Christoph Scheiermann beschäftigt sich mit den tageszeitenabhängigen, also zirkadianen Funktionen des Immunsystems. Immer mehr Erkenntnisse deuten darauf hin, dass viele Komponenten des Immunsystems einem zirkadianen Rhythmus unterliegen und dies auch einen potenziellen Einfluss auf den Verlauf von Krankheiten oder die Wirksamkeit von Therapien haben könnte. Christoph Scheiermann ist einer der Pioniere auf diesem Gebiet. Er untersucht die Bewegungsmuster von Leukozyten in Geweben mit verschiedenen intravitalen Mikroskopietechniken, etwa der Intravitalmikroskopie. Dies ist eine Form der Mikroskopie, mit der biologische Vorgänge und einzelne Zellen im Gewebe lebender Tiere mit einer hohen Auflösung beobachtet werden können. Scheiermanns Forschung konzentriert sich vor allem auf die Betrachtung der neuronalen Einflüsse und wie diese die zirkadiane Wanderung von Leukozyten im Gewebe regulieren, welche bewegungsstimulierenden Faktoren diese Rhythmik kontrollieren und wie diese Regulationsmechanismen durch chirurgische, pharmakologische oder genetische Eingriffe verändert werden.

Ziel ist es, neue mechanistische Erkenntnisse über die systemische Regulation der Leukozytenwanderung zu erlangen, um etwa Behandlungen bei chronisch entzündlichen Erkrankungen zeitbasiert, das heißt chronotherapeutisch optimieren zu können.

So hat Professor Scheiermann entdeckt, dass die Bewegungsmuster von Leukozyten zum Lymphknoten einer zirkadianen Kontrolle unterliegen und dass dies die adaptive Immunantwort stark beeinflusst. Zudem konnte er zeigen, dass die Tageszeit, zu der das Immunsystem stimuliert wurde, die Gesamtstärke der Immunreaktion sogar noch Wochen nach dem Auftreten des ersten Stimulus beeinflusst. In einer zweiten Studie verwendete er die zirkadiane Rhythmik als Screening-Tool, um neue molekulare Muster in Adhäsionsmolekülen zu erkennen, die die tageszeitabhängige Wanderung von verschiedenen Leukozyten zu bestimmten Organen steuern. Diese Erkenntnisse sollen Wissenschaftler zukünftig bei ihrer Analyse der Leukozytenwanderung im Körper unterstützen.

Deutsche Gesellschaft für Ernährung hat Professor Linseisen zum Präsidenten gewählt

Professor Jakob Linseisen, Inhaber des Lehrstuhls für Epidemiologie an der LMU und Direktor des Universitären Zentrums für Gesundheitswissenschaften am Klinikum Augsburg (UNIKA-T), ist im September 2019 zum neuen Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Ernährung e.V. (DGE) gewählt worden.

Professor Jakob Linseisen löste damit die bisherige Präsidentin Professor Ulrike Arens-Azevêdo ab, die seit 2016 die Geschicke der DGE lenkte. Professor Britta Renner von der Universität Konstanz und Professor Bernhard Watzl vom Max Rubner-Institut (MRI) in Karlsruhe wurden als Vizepräsidentin beziehungsweise Vizepräsident gewählt.

Linseisen leitet die „Selbstständige Forschungsgruppe Klinische Epidemiologie“ am Helmholtz Zentrum München (HGMU). Davor wirkte er maßgeblich an der Planung und Realisierung der NAKO-Gesundheitsstudie mit, der der-



▲ Prof. Dr. Christoph Scheiermann



▲ Prof. Dr. Jakob Linseisen

zeit größten Langzeit-Bevölkerungsstudie in Deutschland. Sein wissenschaftlicher Fokus liegt auf der Erforschung des Zusammenspiels von Ernährung, Stoffwechsel und der Entstehung beziehungsweise dem Verlauf chronischer Krankheiten. Linseisen ist Mitglied des Leitungsgremiums des Kompetenzclusters der Ernährungsforschung „enable“ zur Förderung einer gesunden Ernährung in allen Lebensphasen. Er ist langjähriges Präsidiumsmitglied und seit 2016 Vizepräsident der DGE. Seine Amtszeit als Präsident der DGE beträgt drei Jahre.

Die Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. wurde im Jahr 1953 gegründet. Sie beschäftigt sich mit allen auf dem Gebiet der Ernährung auftretenden Fragen und stellt Forschungsbedarf fest. Sie unterstützt die ernährungswissenschaftliche Forschung idealerweise, informiert über neue Erkenntnisse und Entwicklungen und macht diese durch Publikationen und Veranstaltungen verfügbar. Durch Ernährungsaufklärung und Qualitätssicherung in der Ernährungsberatung und -erziehung fördert sie die vollwertige Ernährung, sichert deren Qualität und leistet dadurch einen Beitrag für die Gesundheit der Bevölkerung.

Preis für LMU-Forscher Christian Hoiß

Viele Schüler haben beim Thema Klimaschutz Wissenslücken, stellte der Lehrer Christian Hoiß fest. In seiner Doktorarbeit „Deutschunterricht im Anthropozän“, die jüngst von der Selbach-Umwelt-Stiftung ausgezeichnet wurde, geht er der Frage nach, wie man nachhaltige Entwicklung im Deutschunterricht lehren kann.

Welchen Einfluss auf die Erdsysteme und das Klima hat der Mensch? Welche Auswirkungen des Klimawandels werden wir zu spüren bekommen? Und was können wir tun, um etwas zu ändern? „Dass diese Diskussionen nicht abreißen, liegt vor allem daran, dass die Dimensionen dieser globalen Phänomene kognitiv schwer zu fassen sind“, erklärt Hoiß. „Und das ist aus meiner Sicht eines der zentralen Probleme.“ Aus diesem Grund sei es so wichtig, sich Gedanken darüber zu machen, wie man die globale Erwärmung, den Verlust der Biodiversität oder die Folgen exzessiven Ressourcenverbrauchs kommuniziert – gerade im Unterricht.

Doch in der Lehrerbildung hat das Thema nachhaltige Entwicklung bisher keinen festen Platz. Dies will der Deutschdidaktiker Hoiß mit seiner Doktorarbeit ändern, in der er sich mit der Vermittlung des Anthropozäns – der geowissenschaftlichen Hypothese vom Zeitalter des Menschen – auseinandersetzt: „Allein schon unsere Sprache zeigt, wie ausschlaggebend Kommunikation ist: Reden wir über eine Klimaerwärmung? Eine Klimaer-



▲ Prof. Dr. Donald Bruce Dingwell

wärmung? Oder doch eher über Klimawandel?“ Eigentlich ist es gesellschaftlicher Konsens, dass diese brandaktuellen Fragestellungen im Unterricht behandelt werden. Die Herausforderung ist dabei vor allem, alle Fächer einzubeziehen. „Und das klappt auch – selbst in Fächern wie Deutsch, Englisch oder Sport“, behauptet er. Ein großer Vorteil dabei ist, dass diese Fragen Schülerinnen und Schüler oft mehr interessieren als ein weiterer Aufsatz über das Für und Wider von Schuluniformen.

Trotz des hohen Interesses an dem Thema stellt Hoiß auch immer wieder Wissenslücken fest: „Die wenigsten Studierenden und Schüler wissen tatsächlich, welche Rohstoffe für ihr Smartphone oder ihren Computer verwendet werden – und welche sozialen und ökologischen Folgen der verschwenderische Gebrauch dieser Produkte haben kann.“ Mit seiner Doktorarbeit will Hoiß nun auch künftige Lehrerinnen und Lehrer zu mehr Bildung für nachhaltige Entwicklung motivieren. An der LMU war er damit schon erfolgreich. Ab dem Wintersemester 2019/20 gibt es hier das neue Zertifikatsprogramm „el mundo“, das Lehramtsstudierenden die Möglichkeit bietet, sich mit den Herausforderungen einer nachhaltigen Entwicklung auseinanderzusetzen.

Arthur Holmes Medal und Ehrendoktorwürde für Donald Bruce Dingwell

Donald Bruce Dingwell, Lehrstuhlinhaber für Mineralogie und Petrologie und Direktor am Department für Geo- und Umweltwissenschaften der LMU, wird im kommenden Frühjahr mit der Arthur Holmes Medal & Honorary Membership 2020 der European Geosciences Union (EGU) für seine wissenschaftlichen Leistungen in den Geowissenschaften ausgezeichnet.

Es ist bereits die zweite Auszeichnung, die Professor Dingwell von der Union erhält. Bereits im Jahr 2008 wurde er mit der Robert Wilhelm Bunsen Medal ausgezeichnet, die ebenfalls von der EGU ausgelobt wird.

Die Arthur Holmes Medal & Honorary Membership wurde seit 1983 an insgesamt 30 führende Geowissenschaftler und Geowissenschaftlerinnen verliehen.

Die 2002 gegründete und in München ansässige EGU ist die führende wissenschaftliche Gesellschaft für geo-, planeten- und weltraumwissenschaftliche Forschung in Europa. Sie fördert die geowissenschaftliche Grundlagenforschung sowie die angewandte Forschung, die sich mit wichtigen gesellschaftlichen

und ökologischen Herausforderungen befasst. Die EGU hat 20.000 Mitglieder in der ganzen Welt. Professor Dingwell selbst stand der Union von 2011 bis 2013 als Präsident vor.

Ehrendoktorwürde von der UNAM

Zudem hat Professor Dingwell im September vergangenen Jahres die Ehrendoktorwürde der Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM) erhalten. Die mexikanische Spitzenuniversität ehrt damit Dingwells lebenslange Beiträge zur mexikanischen Vulkanologie und zur Vulkanologie im Allgemeinen. Der Geowissenschaftler ist der erste Vulkanologe, der in einer über 100-jährigen Tradition so geehrt wurde.

Die Forschung von Dingwell hat gerade für Mexiko eine große Relevanz, ist das Land doch nach wie vor durch vulkanische Tätigkeit geprägt: So liegt die Metropole Mexiko-Stadt im Schatten des Popocatepetl, dessen jüngster Ausbruch im März 2018 stattfand. Die Vulkanologie genießt bei der UNAM einen sehr hohen Stellenwert, und die Überwachung von Vulkanen ist eines ihrer Spezialgebiete. Die UNAM ist möglicherweise die einzige Universität der Welt mit einem Vulkan auf dem Wappen. Die UNAM selbst ist Mexikos renommierteste Universität und dient als „Schule der Nation“.

Prof. Dr. Dr. h.c. Georg Schwaiger
Katholisch-Theologische Fakultät

Professor Georg Schwaiger wurde 1925 in Hienheim geboren. Von 1962 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1993 lehrte er an der LMU zunächst Bayerische Kirchengeschichte, ab 1971 Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

Schwaiger studierte von 1945 bis 1947 Philosophie, Katholische Theologie und Geschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Regensburg und ab 1947 an der LMU. *Kardinal Franz Wilhelm als Bischof von Regensburg (1649–1661)* war der Titel der Dissertation, mit der er im Jahr 1950 promoviert wurde. 1951 wurde Georg Schwaiger zum Priester geweiht und war 1951/52 als Kaplan in Würth an der Donau.

Er habilitierte sich 1955 an der LMU. Der Titel seiner Habilitationsschrift: *Die altbayerischen Bistümer Freising, Passau und Regensburg zwischen Säkularisation und Konkordat (1803–1817)*.

Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Arbeit waren die Geschichte des Papsttums, Kirche und Kultur in Bayern sowie die Kirchengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, ebenso die nordische Reformationsgeschichte. Als Autor und Herausgeber zeichnete er für mehr als 40 Publikationen, mehr als 200 Aufsätze sowie zahlreiche Artikel in wissenschaftlichen Lexika verantwortlich – ebenso wie für die siebenbändige Geschichte des Bistums Freising und des Erzbistums München und Freising, darunter unter anderem *Monachium Sacrum* mit der ersten umfassenden Kirchengeschichte der Stadt München oder die Geschichte des Herzoglichen Georgianums.

Von 1967 bis 1996 war Georg Schwaiger Erster Vorsitzender des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte e.V. In dieser Zeit erschienen 30 Bände der *Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg*. Noch 2014, bereits 89-jährig, gab er einen Band zu *Kloster Weltenburg in Geschichte und Gegenwart* heraus.

Schwaiger war einer der renommiertesten Kirchenhistoriker seiner Zeit. Er wurde 1968 außerordentliches Mitglied der Bayerischen Benediktinerakademie, 1981 ordentliches Mitglied der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1982 Päpstlicher Ehrenprälat sowie 1996 Bischöflich-Geistlicher Rat. Er wurde unter anderem 1988 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, 1993 mit dem Bayerischen Verdienstorden und 2002 mit der theologischen Ehrendoktorwürde der Universität Regensburg ausgezeichnet.

Schwaiger ist am 9. November 2019 verstorben.

Prof. Dr. Otto Gandenberger
Volkswirtschaftliche Fakultät

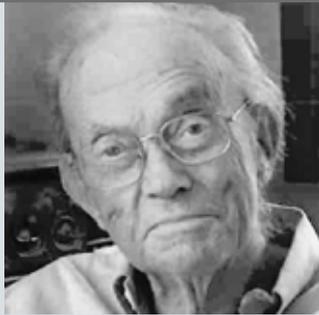
Der Finanzwissenschaftler Professor Otto Gandenberger wurde 1929 in Bad Soden-Salmünster geboren. Er studierte von 1951 bis 1953 Volkswirtschaftslehre an den Universitäten in Frankfurt und Evanston, Illinois, USA. Ab 1954 bis 1967 war Gandenberger als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut für Wirtschaftspolitik der Universität Mainz tätig. Dort wurde er 1961 mit summa cum laude promoviert und erlangte mit seiner Habilitation 1967 die *Venia legendi* für Volkswirtschaftslehre einschließlich Finanzwissenschaft.

Nach einer Lehrstuhlvertretung an der Universität Hamburg wurde er 1968 auf den Lehrstuhl für Finanzwissenschaft an der Universität Mainz berufen, wo er bis zu seinem Ruf an die LMU 1978 forschte und lehrte. Hier war er von 1987 bis 1989 Dekan der Volkswirtschaftlichen Fakultät sowie von 1986 bis 1988 Mitglied des Senats der LMU war. Auch nach seiner Emeritierung hielt er regelmäßig die Vorlesung „Einführung in die Volkswirtschaftslehre“. Gandenberger war seit 1995 Vorstandsmitglied des Münchner Volkswirte Alumni-Clubs sowie Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats beim Bundesministerium der Finanzen.

Am 23. Oktober 2019 ist Professor Gandenberger verstorben.

Prof. Dr. Detlef Schlöndorff
Medizinische Fakultät

Am 16. Oktober 2019 ist Professor Detlef Schlöndorff verstorben. Er befasste sich vorrangig mit Erkrankungen der Niere, deren Pathophysiologie, Klinik und Therapie. Seine Forschungsschwerpunkte umfassten die molekularen und zellulären Grundlagen von Nierenerkrankungen. Insbesondere hat er sich mit der Erforschung der Rolle von Lipid-Mediatoren, Zytokinen und Chemokinen sowie deren Rezeptoren auf Zielzellen bei entzündlichen Nierenerkrankungen einen Namen gemacht. Seiner Arbeitsgruppe gelang es erstmals, einen molekularen Ansatz zu Analysen aus Nierenbiopsien von Patienten zu entwickeln, der es erlaubt, ein Muster der gesamten Genexpression in spezifischen Nieren-Kompartimenten zu erstellen und somit die Erkennung von Zielgenen bei verschiedenen Nierenerkrankungen zu ermöglichen. Schlöndorff wurde 1942 geboren. Von 1961 bis 1968 studierte er Medizin an der Universität Mainz sowie der Yale University, USA. 1969 wurde er in Mainz promoviert. Von 1968 bis 1976 war er Wissenschaftlicher Assistent an den Kliniken der Universitäten München,



▲ Prof. Dr. Johann Bodechtel

Frankfurt und New York mit dem Abschluss Facharzt für Innere Medizin und Nephrologie. Vor seiner Berufung an die LMU 1993 war Schlöndorff an verschiedenen Einrichtungen in den USA oder Frankreich tätig. 2007 wurde er an der LMU emeritiert.

Er war unter anderem Mitglied des Senatsausschusses für Sonderforschungsbereiche der DFG, Vorstandsmitglied und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaft für Nephrologie (DGfN).

Prof. Dr. Johann Bodechtel Fakultät für Geowissenschaften

Professor Johann Bodechtel wurde am 27. Dezember 1930 in München geboren. Er studierte von 1951 bis 1957 Geologie, Geographie und Photogrammetrie in Bonn, München und Kairo. 1960 wurde er an der LMU promoviert, hier erfolgte auch seine Habilitation im Jahr 1967. Von 1959 bis 1969 war Bodechtel Oberkonservator an der Bayerischen Staatssammlung für Allgemeine und Angewandte Geologie. Von 1969 bis 1971 war er Akademischer Direktor des Instituts für Allgemeine und Angewandte Geologie. 1971 erfolgte seine Ernennung zum außerplanmäßigen Professor. Er war fortan Abteilungsvorsteher und Professor der Abteilung Photogeologie und Fernerkundung am genannten Institut.

Unter seiner Leitung und gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft wurde im selben Jahr die Zentralstelle für Geo-Photogrammetrie und Fernerkundung (ZGF) gegründet. Dieses interdisziplinäre erdwissenschaftliche und anwendungsorientierte Forschungsinstitut war die erste Einrichtung dieser Art und das bedeutendste Zentrum in Deutschland für die Methodik und Entwicklung der Fernerkundung.

Seit 1972 bis 1979 war Johann Bodechtel Vorsitzender der Remote Sensing Working Group (RSWG) der Europäischen Weltraumbehörde ESA in Paris, von 1972 bis 1976 Vorsitzender des Ad hoc-Ausschusses Erdfernerkundung im Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT) und ab 1979 Mitglied der AD-Hoc Kommission Remote Sensing from Space der EU. Von 1973 bis 1979 war der Geowissenschaftler Mitglied des Fachausschusses Weltraumforschung und Weltraumtechnik im BMFT und von 1977 bis 1983 Vizepräsident der European Association of Remote Sensing Laborato-

ries (EARSeL), ab 1983 deren Präsident. Bodechtel war in zahlreichen weiteren Gremien der ESA, EU und der Bundesregierung beratend tätig.

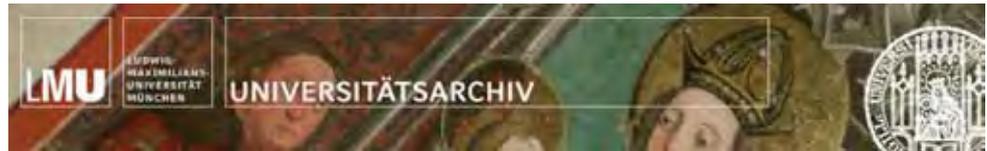
Ab 1982 wurde die ZGF als eigenständige Einheit in das Institut für Allgemeine und Angewandte Geologie der LMU eingegliedert. Seit 1985 firmierte sie als Arbeitsgruppe Geowissenschaftliche Fernerkundung (AGF).

Die AGF nahm eine führende Rolle bei nationalen und internationalen Projekten der ESA und der EU in Fernerkundungsprogrammen ein. Sie war in verschiedene innovative Erdbeobachtungsprojekte involviert, unter anderem bei der Entwicklung des „Modularer Optoelektronischer Multispektral Stereo Scanner (MOMS)“ zusammen mit dem Zentrum für Luft- und Raumfahrt. Unter der Leitung von Johann Bodechtel konnte der erste flugfähige Sensor MOMS-01 gleich zweimal (1983 und 1984) auf den Space-Shuttle-Flügen STS-7 und STS-11 getestet werden. Es wurde ein weiterer Sensor MOMS-02 entwickelt. Dieser wurde erfolgreich auf dem Space-Shuttle-Flug STS-55 (26. April bis 6. Mai 1993) getestet. 1996 wurde der Sensor auf der russischen Raumstation MIR als MOMS-2P installiert.

Durch MOMS-02 konnten erstmals räumlich hochauflösende multispektrale und panchromatische Stereodaten gleichzeitig aufgenommen werden. Dies ermöglichte eine Kombination von thematischen und topographischen Informationen der Landoberfläche.

Professor Bodechtel war Förderer seiner Studierenden, die bereits seit den 1970er-Jahren international agierten. Viele seiner ehemaligen Studierenden und Doktorandinnen und Doktoranden sind oder waren in leitenden Positionen auf dem Gebiet der Fernerkundung tätig – etwa bei der ESA, der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe, dem Geoforschungszentrum Potsdam, sowie als Begründer erfolgreicher, privater fernerkundlicher Unternehmen.

Professor Johann Bodechtel ist am 7. November 2019 im Alter von 88 Jahren verstorben.



TAGUNG ZU LMU-STUDIENFÄCHERN IM SPÄTMITTELALTER

Bei der nächsten Studiotagung des Universitätsarchivs München vom 17. bis 19. Februar 2020 werden die einzelnen Fächer und ihre Entwicklung an der Universität während ihrer Jahre in Ingolstadt und Landshut, also von 1472 bis 1826, in den Blick genommen. Zu Beginn wird es darum gehen, zwischen allgemeiner Universitätsgeschichte und der Geschichte einzelner Fächer zu differenzieren. Anschließend wird gefragt, welche Fächer es denn überhaupt an den mittelalterlichen Universitäten gegeben hat. Danach wird die Situation in Ingolstadt behandelt, wobei es um die spätmittelalterliche Artistenfakultät, die Einflüsse der Jesuiten auf Forschung und Lehre und schließlich um die Entwicklung der Medizin sowie der Jurisprudenz in Ingolstadt und Landshut geht. Als eigenes Thema wird der Zusammenhang zwischen den einzelnen Fächern und den an der Universität vorhandenen Objektsammlungen behandelt. Wegen der relativ kurzen Landshuter Zeit der bayerischen Landesuniversität sollen einzelne Beispiele die immer stärkere Ausdifferenzierung der Fächer aufzeigen.



Weitere Infos auf:
www.universitaetsarchiv.lmu.de



TROPISCHE SCHMETTERLINGE IM BOTANISCHEN GARTEN

Jeden Winter füllt der Botanische Garten München-Nymphenburg eines seiner Gewächshäuser mit über 400 tropischen Schmetterlingen. Die Zucht dieser Exoten übernehmen Schmetterlingsfarmen in Costa Rica und Malaysia, die die sorgfältig verpackten Puppen in regelmäßigen Abständen nach München schicken. Unter den feuchtwarmen Bedingungen im Wasserpflanzenhaus schlüpfen die Falter nach wenigen Tagen.

Zu den absoluten Publikumslieblingen zählt der Himmelsfalter aus den Tropen Amerikas. Im Flug schillern seine Flügeloberseiten leuchtend blau, was dem Schmetterling seinen Namen gab. Neben dieser imposanten Falterart fliegen noch weitere 50 Arten frei im Ausstellungshaus, zum Beispiel verschiedene Passionsblumenfalter, Ritterfalter, Bananenfalter und Monarchfalter.

Aus nächster Nähe können die Besucher die Schmetterlinge bei Nahrungsaufnahme oder Eiablage beobachten. Eine besondere Herausforderung ist es, die meist gut getarnten Raupen zu entdecken – dabei hilft aber das Betreuungspersonal des Botanischen Gartens. Bei einer Pause im „Grünen Saal“ können auch heimische Schmetterlinge bewundert werden – zumindest als naturgetreue Abbildungen der beiden Künstlerinnen Christina Dichtl und Martina Zwanziger.

Noch bis 15. März.
Täglich geöffnet von 9 bis 16 Uhr.

Mehr Informationen unter www.botmuc.org





Im Bezirk Oberbayern setzen sich mehr als 1250 Mitarbeitende für die sozialen, gesundheitlichen, bildungspolitischen und kulturellen Belange von über vier Millionen Menschen ein. Sie kümmern sich z.B. um Unterstützungsbedarfe, um den Betrieb von Gesundheitseinrichtungen, um Förder- und Berufsschulen, Kultur- und Heimatpflege sowie um Umweltfragen. Das eröffnet spannende Perspektiven in den unterschiedlichsten Bereichen.

Für die Sozialverwaltung des Bezirks Oberbayern suchen wir unbefristet mehrere

**Sachbearbeiter (m/w/d)
für die Eingliederungshilfe und Hilfe zur
Pflege
(Kennziffer 2019/SV-3)**

in Vollzeit. Im Rahmen des Job- und Desk-Sharings sind die Stellen grundsätzlich teilzeitfähig.

Spannende Aufgaben:

In der Eingliederungshilfe für Menschen mit körperlichen, geistigen und/oder seelischen Behinderungen ist der Bezirk Oberbayern zuständig für Leistungen zur Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft; von der Schul- und Hochschulausbildung bis hin zu Reha-Maßnahmen, dem Besuch von Werk- und Förderstätten und der Betreuung von ambulanten Wohnformen oder stationären Einrichtungen. Mit der Hilfe zur Pflege unterstützt der Bezirk Oberbayern pflegebedürftige Menschen, die ihren Pflegebedarf (ambulant oder stationär) nicht aus eigenen Mitteln finanzieren können.

Sie bearbeiten die jeweiligen Anträge und prüfen die sozialhilferechtlichen Voraussetzungen nach dem SGB XII. Das heißt, Sie entscheiden über Art, Umfang und Höhe der im Einzelfall zu leistenden Hilfe. Hierbei steht der Mensch mit seinem individuellen Bedarf im Mittelpunkt. Menschen mit Behinderungen sowie pflegebedürftige Menschen sollen die personenbezogenen Hilfen erhalten, die sie benötigen. Vor diesem Hintergrund beraten Sie die hilfesuchenden Menschen auch in sozialhilferechtlichen Fragen. Zudem setzen Sie öffentlich-rechtliche und privatrechtliche Ansprüche durch.

Und das bringen Sie mit:

- erfolgreiche Ausbildung / erfolgreicher Abschluss:
 - in der 3. Qualifikationsebene – Fachlaufbahn Verwaltung und Finanzen oder einer vergleichbaren Ausbildung, welche der Befähigung für die 3. Qualifikationsebene entspricht (bspw. Bachelor of Arts [Public Management]) oder
 - des Angestelltenlehrgangs II oder
 - ein abgeschlossenes Hochschulstudium (Diplomabschluss, Bachelor oder vergleichbar), bspw. Dipl.-Jurist und Diplom-Juristin bzw. Jurist und Juristin
- hohes Maß an Eigenverantwortung und Selbstständigkeit
- Teamfähigkeit
- Erfahrung im Umgang mit PC-Standardprogrammen
- gute mündliche und schriftliche Ausdrucksweise
- gute Deutschkenntnisse in Wort und Schrift
- Freude am Umgang mit Menschen sowie ein ausgeprägtes Serviceverständnis

Unser Angebot für Sie:

- ein interessantes und abwechslungsreiches Aufgabenfeld
- die Mitarbeit in engagierten Teams mit gutem Betriebsklima und einer wertschätzenden Führungskultur
- eine klare und strukturierte Heranführung an Ihre neue, verantwortungsvolle Tätigkeit mit individueller Unterstützung
- gute interne und externe Fortbildungsmöglichkeiten, die Sie in Ihrem Arbeitsalltag fachlich begleiten und unterstützen sowie Ihre persönlichen Potenziale zukunftsorientiert stärken
- flexible Arbeitszeiten
- ein Arbeitsplatz im Zentrum von München mit guter Anbindung an die öffentlichen Verkehrsmittel sowie die Möglichkeit eines Jobtickets für Bahn und MVG
- eine eigene Kantine
- die Möglichkeit der Kinderbetreuung in der bezirkseigenen Kindertagesstätte
- In der Phase der Wohnungssuche können wir Sie mit Übergangslösungen unterstützen. Darüber hinaus besitzt der Bezirk Oberbayern zahlreiche Wohnungen, auf die Sie sich als künftiger Mitarbeiter und Mitarbeiterin bewerben können.
- Vergütung / Besoldung nach **EG 9c TVöD-VKA** bzw. **BesGr A 10 BayBesG**

Wir freuen uns auf Ihre aussagekräftigen Bewerbungsunterlagen, die Sie uns bitte unter Angabe der **Kennziffer 2019/SV-3** bevorzugt über unser Online-Portal: <https://www.buergerserviceportal.de/bayern/oberbayern/onlinebewerbung?obw-mandant=akdbpws:1000000000&obw-ausschreibung=36> zukommen lassen. Selbstverständlich ist eine Bewerbung auch auf dem Postweg unter Angabe der oben genannten Kennziffer möglich.

Für Fragen steht Ihnen Frau Steppich gerne zur Verfügung (Tel. 089 2198-14103).

Im Rahmen der Umsetzung der Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) möchten wir Sie über unseren Umgang mit den Informationspflichten bei der Erhebung von Daten bei der betroffenen Person (Art. 13 DSGVO) mittels folgendem Link aufklären: <https://www.bezirk-oberbayern.de/Bewerber-Datenschutz>.

Der Bezirk Oberbayern verpflichtet sich, die berufliche Gleichstellung von Frauen und Männern, unabhängig von deren Herkunft, Hautfarbe, Religion und sexueller Orientierung, zu fördern. Schwerbehinderte Bewerber und Bewerberinnen werden bei gleicher Eignung bevorzugt.

BEZIRK OBERBAYERN

Personalreferat, Frau Steppich
80535 München

bewerbung@bezirk-oberbayern.de

www.bezirk-oberbayern.de/jobs-karriere



bezirk oberbayern

Wir haben
einen **Jobb**
für Sie!

TIPPS & TERMINE

„VOM URKNALL ZUR UHRZEIT“ IM NATURKUNDEMUSEUM

Zeit bestimmt unser Leben. Fast jeder von uns richtet sich tagein, tagaus nach der Uhr – nach Terminen und Zeitvorgaben. Ganz selbstverständlich nehmen wir wahr, wie Tage, Wochen, Monate und Jahre vergehen – und werden uns dabei der Tatsache bewusst, dass die eigene Lebenszeit begrenzt ist. Zeit ist also etwas ganz Alltägliches, etwas das uns alle unmittelbar betrifft und das wir doch nur schwer oder gar nicht verstehen und erklären können. In der Ausstellung „Alle Zeit der Welt – vom Urknall zur Uhrzeit“ widmet sich das Museum Mensch und Natur diesem facettenreichen Thema und hat den bekannten LMU-Astrophysiker Harald Lesch gewinnen können, Besucherinnen und Besucher auf der Reise durch Zeit und Raum zu begleiten. Zahlreiche Exponate, spektakuläre Bilder und Inszenierungen sowie spezielle Kinderstationen machen die Ausstellung zu einem Erlebnis für Kinder und Erwachsene. Am 13. Februar 2020 hält LMU-Chronobiologe Till Roenneberg einen Vortrag über die innere Uhr.

Noch bis 24. Mai

Weitere Termine der Vortragsreihe
zur Sonderausstellung unter:

www.mmn-muenchen.de



„DER LETZTE SCHREI“ AM CAS

Stereotype von Weiblichkeit stehen im Zentrum der Ausstellung der Münchener Künstlerin Beate Passow am Center for Advanced Studies (CAS) der LMU. Zu sehen sind Bilder von Frauen aus verschiedenen Schaffensperioden, unter anderem „Monkey Business“ (2017), „Wanted“ (2015/2016), „Mode und Bewusstsein“ (2006) und „Shangri-La“ (2005). In vielen Arbeiten dient das vermeintlich weibliche Medium der Stickerei als Bildträger, etwa wenn eine imaginierte Kunstsammlerin durch ihre Kreditkartenauszüge porträtiert wird, nach Terroristinnen mittels eines gestickten Plakats gefahndet wird oder verbotene Bilder von Prostituierten in Tibet auf traditionelle Stoffe gebannt sind. Die völlige Auflösung weiblicher Rollenbilder ist das Resultat dieser faszinierenden Schau.

Noch bis 1. März

Anmeldung unter 089/2180-72080 oder:
www.cas.lmu.de



„LIEBE“ AUF DER STUDIOBÜHNE



Seit über 50 Jahren bilden sich unter den Münchener Studierenden der Theaterwissenschaft Ensembles, die sich mit ihren eigenen Stücken vor Publikum unter Beweis stellen. Im Winterspielplan steht unter anderem am 6., 7. und 8. Februar 2020 „Based on ...“ von Anna Lepskaya auf dem Programm. In einer Collage aus den Liebeserzählungen ausgewählter Autoren handelt es sich auf den ersten Blick um situative und alltägliche Geschichten. Doch die Figuren nehmen die Zuschauenden mit auf eine Gedankenreise in eine literarische Welt voller Gefühle: Menschen, die lesen, miteinander reden, sich gegenseitig beobachten und in Erzählungen versinken. Dabei stellt sich immer wieder die Frage: Was ist eigentlich „Liebe“?

Beginn jeweils um 20 Uhr.

Karten kosten neun Euro, ermäßigt sieben Euro

Reservierung unter:

www.studiobühne.com/basedon



„HOPE, NEVER FEAR“: DIE OBAMAS IM AMERIKAHAUS

Die preisgekrönte Fotografin Callie Shell hat Barack Obama bereits fotografiert, als er noch nicht Senator war. Sie hat ihn, seine Frau Michelle und seine Kinder in Wahlkampfbussen durch ganz Amerika und bis ins Weiße Haus nach Washington begleitet. Auf dieser Reise ist sie eine enge Vertraute der ganzen Familie geworden. Die zum Teil erstmals veröffentlichten Bilder spiegeln diese Vertrautheit wider – sie sind berührend und zutiefst persönlich. Shells Fotografien, die zu Ikonen geworden sind, gewähren Einblicke in das Leben eines außergewöhnlichen Paares, das Millionen Menschen auf der ganzen Welt inspiriert und ermutigt hat. In der Ausstellung im Amerikahaus sind Shells Bilder zum ersten Mal in Deutschland zu sehen.

**Noch bis 1. März
Eintritt frei**

Öffnungszeiten unter www.amerikahaus.de





ARTIST IN RESIDENCE – AUSSTELLUNG „FINE STRUCTURE CONSTANT“

Durch längere Betrachtung und spielerischen Umgang mit ihrer Umgebung, misst die ägyptische Medienkünstlerin Rana EINemr Räumen eine Bedeutung zu, die sich auf den ersten Blick nicht erschließen würde. Ihre bei Spaziergängen gesammelten Wahrnehmungen der Umwelt und Erfahrungen mit Objekten, Tönen, Bildern und Farben verknüpft sie mit künstlerischen Ausdrucksformen und abstrakten Theorien.

Die Ausstellung „fine structure constant“ zeigt noch bis zum 14. Februar in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, Max-Joseph-Platz 3, München, Videoinstallationen, Fotos, Texte und Skulpturen, die unter anderem während ihres Aufenthaltes als Artist in Residence am Institut für Kunstpädagogik entstanden sind.



Herausgeber

Präsidium der
Ludwig-Maximilians-Universität (LMU)
München
www.lmu.de/mum

Redaktion

Kommunikation und Presse LMU
Clemens Grosse (cg) (federführend)
David Lohmann (dl)

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Anja Burkel (ajb), Constanze Drewlo (cdr),
Johanna Rollenmiller (jr), Eliza Encheva-
Schorch (ee), Phillip Stolz (ps)

Onlineredaktion

Thomas Pinter (thp)

Redaktionsadresse

Geschwister-Scholl-Platz 1,
80539 München
Tel. +49 (0) 89 2180-3423
Fax +49 (0) 89 33 82 97
mum@lmu.de

Designkonzept und Umsetzung

HN // Bernd Haak
[www.haak-nakat.de]

Distribution

Kommunikation und Presse LMU
Mathias Schiener

Anzeigen

connection line,
78052 Villingen-Schwenningen
ISSN 0940-0141

Abbildungen im Heft

Universitätsarchiv/Clemens Grosse (U1, S.6-8);
privat; Samh Yousef (S.12-13); David Lohmann/Mike
Krüger (S.14/15); Leibniz-Rechenzentrum/Daniel
Kolb (S.16-18); bigstock/Philipp Thalhammer/
IMAGOimages/ZUMA Press (20/21); Eliza Encheva-
Schorch (S.22/23); Max Schneider (S.24-26); Pat
Nolan/ Milena Schöнке/Jan-Frieder Harmsen/
Sheeba Vasu (S.28/29); Lucia Hunziker (S.31);
privat/Iris Georgiadou (S.33); Michael Stein (S.35);
Jamie Crowther (S.36); J. Hirscher/Bastian Géza
Aschoff/Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V.
(S.37); UNAM (S.38); privat (S.40); Botanischer
Garten München (S.41); Museum Mensch und
Natur/Beate Passow (S.46); Theaterbühne (S.47);
Philipp Thalhammer (S.48)
Alle weiteren Abbildungen: LMU

Umschlagseite 4: Foto: Clemens Grosse



Das MünchnerUniMagazin können Sie hier einfach
und bequem abonnieren. Natürlich kostenlos:

■ www.lmu.de/mum

Das MünchnerUniMagazin kann auch als Online-Ausgabe heruntergeladen werden.

Das Magazin erscheint vierteljährlich.

UniMagazin und Einsichten beim „Stimmen Verkäufer“

Professor-Huber-Platz, U-Bahneingang Leihrturm; Schellingstr. 3/4 Eingangsbereich; Leopoldstr. 30; Leopoldstr. 13; Oettingenstr. 67 Hörsaalgebäude; Pettenkoferstr. 12 Eingangsbereich; Theresienstr. vor dem Café Gumbel; Luisenstr. 37 Eingangsbereich; Biomedizinisches Centrum Eingangsbereich; Unibibliothek Ludwigstr. 27 Ausleihhalle; Historicum Teilbibliothek EG; Biozentrum Pforte; Chemie und Pharmazie Haus F, EG.



MünchenInformation

im Rathaus am Marienplatz



Stadtinformation

Telefon (089) 22 23 24

Montag bis Freitag 9.30 – 19.30 Uhr

Samstag 10.00 – 16.00 Uhr

muenchen.de/rathaus

Touristinformation

Telefon (089) 233–9 65 00

Montag bis Freitag 9.30 – 19.30 Uhr

Samstag 10.00 – 17.00 Uhr

Sonntag 10.00 – 14.00 Uhr

muenchen.travel

Eine sakrale Skulptur aus
der Sammlung des Her-
zoglichen Georgianums

www.lmu.de/mum

